

## Litterarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

# Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVII. Jahrg.

I. & II.

1878/79.

Dr. **A. Rezek**: Geschichte der Regierung Ferdinands I. in Böhmen. (1. Ferdinands I. Wahl und Regierungsantritt.) Prag, 1878.

Diese von Dr. Anton Rezek mit dem Versprechen, daß sie zu einer „Geschichte der Regierung Ferdinands I. in Böhmen“ erweitert werden solle, veröffentlichte Monographie ist mit geringen Abweichungen eine Wiedergabe einiger von dem Verfasser in der Zeitschrift des böhm. Museums über diesen Gegenstand veröffentlichten Abhandlungen. An neuem Urkundenmaterial benützte der Verfasser zu beiden Publicationen die nunmehr in dem 1. Bande der „Landtagsacten seit dem J. 1526 bis auf die Neuzeit“ veröffentlichten Actenstücke, ferner 17 Urkunden, welche der besprochenen Abhandlung als Anhang beigegeben sind, von denen die drei letzten von größerem Interesse sind, ohne jedoch wesentlich Neues zu bieten: eine Erklärung der Königin Anna, wornach sie ihr Anrecht auf die Markgrafschaft Mähren auf ihren Gemal Ferdinand überträgt unter Vorbehalt des Rückfalls, wenn Ferdinand ohne Nachkommenschaft vor ihr sterben sollte; eine Erklärung Ferdinands, Mähren als gewählter König von Ungarn gegen alle Ansprüche von dieser Seite zu vertheidigen; endlich eine kurze Antwort Ferdinands auf die ihm von den mährischen Ständen im December 1526 in Wien vorgelegten Artikel. Eine sub Nr. XII. aufgenommene Instruction Ferdinands für die böhmische Kammer, an sich von Interesse, scheint nicht in den Rahmen der Abhandlung, der sie als Beilage dient, zu gehören.

Die eigentliche Grundlage der Darstellung, so weit sie Neues bietet, bildet sohin fast ausschließlich die Anfangs erwähnte Sammlung der „Landtagsacten.“ Da eine auf derselben Grundlage beruhende Monographie Gegenstand einer Veröffentlichung in den „Mittheilungen“ selbst gewesen ist, glaubt Ref. von einer auszugsweisen Wiedergabe des Inhaltes der besprochenen Abhandlung absehen zu können. <sup>1)</sup>

1) Hr. Dr. Rezek behauptet im Vorworte zu seiner Monographie, der Verf. der in den „Mittheilungen“ veröffentlichten Abhandlung „Die Wahl Ferdinands I. zum Könige von Böhmen“ hätte beide Theile seiner in der Zeitschrift des böhm. Museums erschienenen, denselben Stoff behandelnden Arbeit benützt, jedoch nur den ersten citirt. Er befindet sich diesfalls — vielleicht wissentlich — im Irrthum, was aus dem einfachen Umstande hervorgeht, daß meine Abh. zum Separatabdrucke übergeben wurde, ehe der 2te Theil der Monographie Rezek's erschienen war. Benützt wurde übrigens auch der erste Theil nicht, vielmehr wurde darauf nur soweit Bedacht genommen, als es ein flüchtiges Durchlesen kurz vor der Veröffentlichung meiner Abhandlung überhaupt noch möglich machte.

Auf Abweichungen im Einzelnen einzugehen gestattet der gebotene Raum nicht. Was die Behandlung des Stoffes betrifft, so ist die Arbeit des Hrn. Rezek in den meisten Punkten eine gewissenhafte, objective Wiedergabe des vorgefundenen Materiales; ja es scheint, daß in dieser Art der Behandlung stellenweise — nicht immer — zu weit gegangen wurde, indem die Erzählung des Geschehenen mitunter in seitenlange Excerptirung einzelner, nach ihrem Datum an einander gereihter Urkunden verfällt, wodurch vielleicht die Pragmatik der Darstellung leidet. Auch daß Einzelnes, was nicht ohne Bedeutung ist, ganz mit Stillschweigen übergangen wurde, dürfte nicht zu billigen sein. Dies ist sowohl rücksichtlich einzelner in den vorliegenden Quellen ausdrücklich documentirter Thatsachen (so der Versuch der anti-österreichischen Partei, die Intervention der Waffenmacht der baierischen Fürsten herbeizuführen) als auch rücksichtlich wichtiger Ergebnisse der Interpretation des in den Urkunden zerstreuten rechtlichen Materiales geschehen. So hat Hr. Dr. Rezek kein Wort für den unzweifelhaft gemachten Versuch, das Erbrecht der Erzherzogin Anna, wie es später in Mähren geschah, auch in Böhmen zur Anerkennung zu bringen; ein Umstand, der ihm doch wohl beim Studium der Quellen nicht entgangen sein dürfte. In dieser Frage, welche immer den Kernpunkt einer Darstellung dieses Wahlactes bilden muß, scheint den Verf. überhaupt die Objectivität zu verlassen. Die Erörterungen, welche Hr. Dr. Rezek an die Frage nach dem Rechtsgrunde der Thronbesetzung in der besprochenen Abhandlung knüpft, sind theilweise neu, d. h. nicht genau aus der in der Zeitschrift des böhm. Museums abgedruckten Arbeit wiederholt.

Da sich an diese Frage unstreitig ein großes Interesse knüpft, so dürfte die Weise, wie sie in der besprochenen Abhandlung beantwortet wird, eine kurze Betrachtung verdienen. Der böhm. Landtag befaßte sich mit dieser Frage in seiner Sitzung vom 12. October 1526. Herr Dr. Rezek erzählt hierüber Folgendes (u. zw., wie in einer Anmerkung versichert wird, wörtlich aus dem Warmbrunner Manuscripte übersetzt): „Setzt wurden vom Oberstburggrafen die Privilegien vorgelesen u. s. w. Nach Verlesung dieses Privilegiums beriethen sich die Stände und beschloffen dann Folgendes: Weil schon bei Lebzeiten des K. Wladislaw seine Tochter Anna, des österr. Erz. Gemalin, ausgestattet, dann verheiratet und so des Erbrechtes verlustig wurde, und dann Ludwig — nach Wladislaw's Tode auf Grund gewisser Verschreibungen in Böhmen zum König gekrönt — keinen weder männlichen noch weiblichen Sprossen hinterlassen hatte, jedes Erbrecht aber vor sich und nicht zurückgehe: deswegen erkenne man Niemandem ein Erbrecht auf dieses Königreich zu, und die Stände können frei nach ihren Privilegien und Freiheiten wählen.“ Hier macht Hr. Dr. Rezek einen Punkt und sagt einfach: „Dieser Beschluß wurde von dem versammelten Landtage einstimmig angenommen.“ Nicht so das Warmbrunner Manuscript. Dieses fährt vielmehr fort: „So haben denn aus den vorangeführten Gründen die drei Stände sich in den aus allen Kreisen erwählten Personen dahin geeinigt, daß sie, ohne Jemanden etwas ab- oder zuspochen zu wollen, wählen können, und um weder dem Könige noch den Privilegien nahezutreten, werde erkannt, daß den Ständen die freie Wahl des Königs zustehet.“ So erzählt die Warmbrunner Handschrift, wie erwähnt, in einem Athem. Die Beantwortung der Frage, warum die letzten Worte der allerdings wörtlich, aber nicht vollständig übersetzten Urkunde weggelassen wurden, kann gewiß keine für die Objectivität des Verf. günstige sein. Die von ihm als „Beschluß des versammelten Landtages“ angeführten Worte klingen so energisch und anscheinend so sehr für die von Herrn Rezek verfolgte An-

---

Wenn Herr Dr. Rezek meint, er halte es für überflüssig, die von mir gegen einzelne seiner Behauptungen gemachten Einwendungen zu widerlegen, so ist das seine Sache. Ich erinnere mich allerdings nicht, ihm Einwendungen gemacht zu haben, die irgendwie von größerer Tragweite gewesen wären, was bei der geringen Vertrautheit mit seiner Arbeit auch nicht möglich war. Vermuthlich hätte ich es aber gethan, wenn sie mir damals so wie jetzt bekannt gewesen wäre.

schaunung, daß es eitel Schwäche gewesen wäre, den Effect durch den viel reservirteren Nachsatz zu verderben. Und doch entsteht die Frage, ob nicht gerade dieser Nachsatz den eigentlichen Beschluß des Landtages enthält. Es muß auffallen, daß das Manuscript unmittelbar nach einander zwei Motivirungen anführt, unter welchen das Erbrecht ausgeschlossen worden sein soll, welche jedoch nicht beide neben einander bestehen können. Nach dem Zusammenhange der ganzen Stelle und mit Rücksicht auf die anderen überlieferten Vorgänge scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß jene Deductionen, welche gewöhnlich und so auch von Hrn. Dr. Kezel als der eigentliche Landtagsbeschluß betrachtet wurden, lediglich die, wenngleich gewiß von Vielen getheilte und mit Zustimmung aufgenommene Auseinandersetzung eines Redners ist. Denn wie könnte es sonst weiter heißen: Hierauf haben sich die drei Stände in den aus allen Kreisen erwählten Personen geeinigt, daß sie, ohne Jemanden etwas zu- oder abzusprechen zu wollen, wählen können? Der Beschluß über diese Frage ist eben nicht „von dem versammelten Landtage einstimmig angenommen“ worden, es war vielmehr lediglich eine Commission, die darüber absprach. Am 10. October war ein Ausschuß eingesetzt worden, in welchen u. A. vier Männer aus jedem Kreise gewählt wurden, und diesen wurde der ausdrückliche Auftrag zu Theil, die von einem anderen engeren Ausschusse aufgesuchten Privilegien „in Erwägung zu ziehen.“<sup>2)</sup> Es ist nun klar, daß unter den „aus allen Kreisen erwählten Personen“, welche über die angeregte Frage Beschluß faßten, eben dieser Ausschuß zu verstehen ist, demzufolge aber auch dasjenige als der eigentliche Beschluß angesehen werden muß, was das Warmbrunner Manuscript in dem von Hrn. Dr. Kezel weggelassenen Schlusssatze besagt. Um jeden Zweifel darüber zu benehmen, daß der Beschluß nicht „von dem versammelten Landtage“ gefaßt wurde, fügt das citirte Manuscript bei:

„Und nachdem sie sich so über die Wahl unter einander geeinigt, und es ihnen so, wie voran steht, bekannt gegeben hatten, entließen sie die Versammlung.“ Es wurde somit der von dem bevollmächtigten Ausschusse gefaßte Beschluß dem Landtage einfach zur Kenntniß gebracht. Daß Herr Dr. Kezel dies nicht auseinander hielt, verleitete ihn wohl zu dem sonderbaren Ausspruche, daß ein „Beschluß“ auch erst noch „einstimmig angenommen“ wurde.

Die Sache steht somit wesentlich anders, als sie von dem Verf. dargestellt wird. Der Landtag des J. 1526 war keineswegs bereit die Rechtsansprüche Ferdinands so entschieden zu verwerfen, wie der Verf. es glauben machen wollte. Er erklärte vielmehr, daß er Niemandem ein Recht zu- oder abzusprechen wolle, doch solle, um weder den Rechten des Königs noch den Privilegien des Landes nahe zu treten, frei gewählt werden. Es war dies offenbar ein Mittelweg, der den Kern der Frage umgehen sollte.

Auch die Deductionen, welche der Verf. an die Enuntiation des Landtags knüpft, können nicht glücklich genannt werden. Selbstverständlich legt er hiebei das Hauptgewicht auf jene Worte, welche er eben als den eigentlichen, „von dem versammelten Landtage einstimmig“ gefaßten Beschluß betrachtet, worin er Buchholz folgt. Doch wendet er sich in der weiteren Ausführung gegen Buchholz, welcher die Begründung, welche der Landtag der Ausschließung der Erzherzogin Anna vom Erbrechte gegeben haben soll, „gezwungen und willkürlich“ nennt, indem er sagt, daß „in Ländern, wo die weibliche directe Erbfolge nicht ausgeschlossen ist, die Tochter wohl nicht dadurch bloße Seitenverwandte wird, daß der Bruder zur Regierung gelangt, sondern dadurch, daß er Erben erhält;“ und daß „durch Verheirathung ohne Verzicht das Erbrecht schwerlich verloren gehen kann, — wenn man auch das Diplom Karls IV. von weiblichen Seiten-

2) Hr. Dr. Kezel ist der Meinung, daß diese Commissionen in einer Landtagsversammlung gewählt wurden. Diese Ansicht hat allerdings etwas für sich, obschon sie dem Wortlaute des Warmbrunner M. nicht entspricht, und auch den auffallenden Umstand nicht erklärt, daß Lew von Rosenthal, der mächtigste Parteiführer, in den engeren der beiden Ausschüsse, welcher doch von entscheidender Wichtigkeit war, nicht gewählt wurde.

verwandten sonst nicht verstehen will.“ Herr Dr. Rezel meint nun, „daß der Nachsatz anders zu interpretiren ist, als dies Buchholz thut,“ was wir nicht bestreiten wollen. Er setzt aber an Stelle dieser Interpretation eine Erklärung, die im Grunde keine Erklärung ist, indem er sagt, die „Stände“ (?) wollten lediglich sagen, „daß Anna, nachdem sie durch ihre Ausstattung und Verheirathung des väterlichen Erbrechtes verlustig geworden, durch den Tod ihres Bruders keinen neuen Erbanspruch gewonnen habe.“ Der Verf. fügt bei: „es ist dies ein Zusatz, der zwar überflüssig ist, doch wird gegen seine Richtigkeit Niemand etwas einzuwenden haben.“ Hr. Rezel, welcher doch unmittelbar darauf die Aeußerung macht, nur „Kügler“ könnten meinen, „daß sich Bestimmungen des Privatrechtes nicht auf das Staatsrecht übertragen ließen“ (!), hätte am allerwenigsten übersehen sollen, daß man sehr wohl des Erbrechtes gegen den Vater verlustig sein und darum doch den Bruder beerben kann. Doch ganz abgesehen hiervon sind durch die Interpretation des Verf. die im Landtage zur Motivirung der Ausschließung des Erbrechtes gebrauchten Worte, „daß jedes Erbrecht vor sich und nicht zurück gehe,“ nicht erklärt. Will man schon der ganzen Enuntiation eine Wichtigkeit beilegen, die sie nach unserer Ansicht mit Rücksicht auf ihren wahrscheinlichen Ursprung nicht verdient, so muß man sie eben auch mit Bedacht auf den ganzen Zusammenhang zu erklären suchen. Die Motivirung beginnt damit, daß gesagt wird, Anna sei schon bei Lebzeiten des K. Vladislaw ausgestattet und dann verheirathet worden. Hienach dürfte anzunehmen sein, daß durch jene Worte auf den Abgang der Erbfähigkeit im Momente des Todes K. Vladislaws hingewiesen werden wollte. Erzherzogin Anna hätte zum böhm. Throne nur als Erbin des K. Vladislaw gelangen können, das sollen die Worte, daß „das Erbrecht stets nur vor sich gehe“ besagen, dies hätte aber zur Voraussetzung gehabt, daß sie bei dessen Tode erbfähig gewesen wäre. Die Erbfähigkeit habe sie aber durch ihre Ausstattung und Verheirathung vor dem Tode K. Vladislaws verloren (Krones, Handbuch der Gesch. Oesterreichs, scheint anzunehmen, daß die Stände zu der Voraussetzung, Anna sei vor dem Tode Vladislaws ausgestattet worden, durch den Wiener Tractat vom Jahre 1515 berechtigt gewesen wären) und daher könne sie die Erbschaft jetzt auch nicht erwerben.

Es ist dies juristisch unrichtig, hat aber einige Aehnlichkeit mit den Grundsätzen des römischen Rechtes über die Erbfähigkeit und Delation der Erbschaft. Krones „Handb. der Gesch. Oesterreichs“ macht daher (vielleicht gestützt auf eine in der über die „Wahl Ferdinands I.“ in den Mitth. veröffentl. Abhandlung, welche Krones benützt hat, nebenbei gemachten Bemerkung) die Aeußerung, Anna sei „dem römischen Rechtsgrundsätze der Delation des Erbrechtes zufolge“ von demselben ausgeschlossen worden. Dieß ist es wohl, was Hrn. Dr. Rezel zu der Aeußerung verführt, in der neuesten Zeit habe man sogar zum röm. Recht gegriffen, um das Erbrecht Ferdinands zu beweisen, während man von den zunächst liegenden Bestimmungen nichts wisse oder wissen wolle. Es ist dies offenbar ein Mißverständniß, indem sich jene Aeußerung gerade im Gegentheil auf die Ausschließung vom Erbrechte bezieht. Es wäre verlockend, schließlich auch noch auf die von Hrn. Dr. Rezel vorgeführten „zunächst liegenden Bestimmungen“ einzugehen, allein hiedurch würde sowohl der Zweck dieser Besprechung als der dafür gebotene Raum zu sehr überschritten. Daß der Verf. bei der Interpretation dieser Bestimmungen nicht immer mit der bei Beurtheilung von Rechtszuständen nöthigen Schärfe und Objectivität vorgegangen ist, dürften folgende Aeußerungen zur Genüge beweisen: „Wie sollte Ferdinands Gemalin Anna nach dem Privilegium Karls IV. auf Böhmen ein Erbrecht haben, wenn ihr Vater Vladislaw II. nur dadurch König wurde, daß man gerade dieses Privilegium umging?“ Ferner: „Solche rein theoretische Argumente sind am wenigsten im Staatsrechte am Platze, wo man vor Allem die factischen Verhältnisse berücksichtigen muß, nach welchen sich das Staatsrecht immer mehr richtet als nach geschriebenen Gesetzen.“ (Dieser Aeußerung liegt doch wohl eine etwas vage Vorstellung vom Staatsrechte zu Grunde.) „Wer konnte die Stände hindern diese Bestimmung des Privaterbrechtes auch auf die Thronfolge auszudehnen?“ Ganz richtig. Wird aber auf solche Art die Rechtsfrage gelöst? Auf diesem Wege

müßte Hr. Kezel schließlich zu dem Resultate gelangen, daß der ganze Rechtszustand geändert worden wäre, wenn die Zahlungsmittel Ferdinands erlaubt hätten, Herrn Lew von Rosenthal und seine Genossen auch noch zur Anerkennung des Erbrechtes zu bewegen. Daß sich diese Partei klingenden Gründen gegenüber nicht taub gestellt hätte, kann keinem Zweifel unterliegen — und wer hätte sie daran hindern können?

Eine ausführlichere Erörterung dieser viel bestrittenen Frage kann an diesem Platze nicht angemessen erscheinen, doch dürfte der Wunsch nicht ungerechtfertigt sein, sie auf Grund rechtshistorischer Bearbeitung in ein Stadium gerückt zu sehen, in welchem sie der selten objectiven Tendenz entzogen wäre.

Dr. Gluth.

**Anton Frind:** Die Kirchengeschichte Böhmens, IV. Band: Die Administratorenzeit. Prag, 1878.

Eine umfassende Kirchengeschichte Böhmens in der 140 Jahre dauernden Administratorenzeit (1421—1561) zu schreiben, ist unstreitig ein sehr schwieriges Unternehmen. Ursache ist einmal die reiche Fülle wichtiger Ereignisse, welche die Profangeschichte jener Tage aufzuweisen hat, und das mächtig erregte innere Leben des böhmischen Volkes, das noch dazu in mehrfacher Richtung sich entwickelt, — dann aber auch der Mangel an gründlichen, auf handschriftliches und archivalisches Materiale gestützten Vorarbeiten. Der Herr Verfasser hat darum auch gleich zu Beginn seiner Arbeit deren Grenzen etwas enger gezogen: es gilt ihm, die Geschichte der katholischen Kirche Böhmens in jener Periode darzustellen. Ebenso zeigen Anlage und Durchführung des Werkes, daß es ihm nicht darum zu thun ist, die Schicksale der katholischen Kirche im großen Rahmen einer Culturgeschichte Böhmens als ein Ganzes darzustellen; er will als glücklicher Forscher und Finder vor Allem die kirchengeschichtlichen Quellen erschließen, ein kostbares handschriftliches und urkundliches Materiale zusammentragen, durch zahlreiche Detailangaben über kirchliche Persönlichkeiten und Institutionen jener Zeit den sicheren Grund legen für weitere Forschung. Es sei sofort mit Vergnügen constatirt, daß der Verfasser diese seine hochverdienstliche Aufgabe auch mit Geschick und Glück gelöst hat.

Der Verfasser knüpft eine allgemeinere Erörterung an die Geschichte der Administratoren selbst. Eine schwere Zeit voll Wirren und Kämpfe zieht an unserem Geiste vorüber. Während im staatlichen Leben Böhmens auf die kurze Herrschaft Albrecht II. und die Anarchie zur Zeit Ladislaw's die erst glänzende, dann stürmerfüllte Periode Georg Podiebrads, das schwache Königthum der beiden Jagellonen, endlich die ereignisvolle Regierung Ferdinands I. folgte, gebar im Innern der Gegensatz zwischen Utraquisten und Katholiken trotz der Basler Versöhnung stets neuen Streit und wachsende Zerklüftung. Nachdem alle Einigungsversuche mißlungen, freilich auch der Plan, dem Utraquismus eine Stütze zu finden in der griechischen Kirche, gescheitert war, folgt endlich zur Zeit Georgs von Podiebrad der zweite große Hussitenkrieg, der durch den Olmützer Frieden (1479) politisch, aber nicht kirchlich, beendet wird. Die innere Spaltung dauerte fort und mehrte sich, da mitten in den Kämpfen auch das Brüderthum sich selbständig constituirt hatte (1467). Die Hoffnungen, die man auf den Kuttenberger Religionsfrieden setzte (1485), erfüllten sich ebenso wenig; das Princip der Duldung war beiden Partheien fremd; es kam von katholischer Seite eben nur zu neuen Unionsversuchen. Waren ja beide, Katholiken und Utraquisten, einmal einander weniger feindlich, so vereinigten sie sich zu schwerer Verfolgung der Brüder, wie 1503, 1507, 1508 u. s. w. Daß mit der Lehre Luthers neue mächtige Erregung sich wie anders wo, so auch in Böhmen der Gemüther bemächtigte, neuer Abfall dadurch der katholischen Kirche erwuchs, ist bekannt und ergibt sich neuerdings aus des Verfassers Ausführungen (S. 16—136).

Eine besondere Sorgfalt widmet der Verfasser, selbst Mitglied des Prager Metropolitan-capitels, der Geschichte dieser Körperschaft, doch werden nicht minder auch das Wyßehrad,

Altunzlauer und Leitmeritzer Collegiatcapitel, die Collegiatkirchen zu Karlstein, Melnik, bei St. Apollinar in Prag u. s. w. berücksichtigt (S. 136—202). Daran reiht sich die Geschichte der geistlichen Orden in jener Periode, die dem Verfasser Gelegenheit bietet, manchen bisher verhüllten Zusammenhang zu zeigen und den Reichthum des Capitelarchives an bisher unbenutztem Materiale zur Geltung zu bringen (S. 202—371), endlich die Betrachtung des auftretenden Lutherthums in Böhmen, dessen Verbreitung in den einzelnen Decanaten der Verfasser nachweist. Eine denkwürdige Beigabe urkundlicher Beiträge bildet den Schluß. Ueberflüssig ist nur etwa Urk. Nro. 5, die Theiner, Monum. diplom. sac. Hung. illust. II. S. 405, vollständiger und genauer herausgegeben hat, als dies der Verfasser nach seiner Vorlage Cod. Man. bibl. cap. Prag. R. 72 zu thun vermochte.

Wegen einzelner Versehen, die bei derartigen, ins Detail gehenden Arbeiten leicht unterlaufen, darf an dieser Stelle mit dem Verfasser nicht gerechnet werden; geringere Sorgfalt in den Citaten und inconsequente Schreibweise sind nur formale Mängel: im Ganzen genommen wird man die Arbeit des auch sonst viel beschäftigten Verfassers nur sehr willkommen heißen können. Möge es ihm gestattet sein, eine Aufgabe bald fortzusetzen und zu vollenden, für die ihm mehr als jedem anderen Forscher ein umfassendes handschriftliches Materiale und reiche Erfahrung zu Gebote stehen.

A. B.

**Frant. Mareš:** Popravčí kniha panův z Rožmberka. (Z pojednání kr. čes. společnosti Nauk řady 6. díl 9.) v Praze, 1878.

„Gerichtsbuch der Herrn von Rosenberg“ betitelt sich vorliegende Quellenpublication, deren Inhalt Verhöre über Criminalverbrechen im Böhmyer Kreise aus den Jahren 1389—1409 und 1420—1429 bilden. Als Rechts-, vor allem aber als Geschichtsquelle und schließlich als českisches Sprachdenkmal erweckt sie unser besonderes Interesse. — Was zunächst die Herausgabe anbelangt, so erklärt sich Referent damit nicht einverstanden, daß Mareš durchgängig, sogar bei Orts- und Personennamen die gegenwärtige Orthographie anwendet. Auch wäre bei vielen Stellen eine sachliche Erläuterung des Textes in Anmerkungen wünschenswerth, ebenso ist zur Verwirklichung des Schauplatzes eine historische Karte unentbehrlich, die das Benützen der Quelle ungemein erleichtert. Trotz der wichtigen Stellung des Rechtsinstitutes der „poprava“ in Böhmen begnügt sich der Verfasser, im Vorwort auf die diesbezüglichen Stellen bei Š. Jireček (základy zemského zřízení) und Brandl (Glossarium) hinzuweisen. Darauf hätte der Verfasser doch mehr Rücksicht nehmen sollen. Der geschichtliche Werth vorliegender Quelle, die uns das Treiben der Taboriten in höchst drastischer Weise schildert, ist schon lange bekannt; auch Palacky ist das Rechtsbuch nicht unbekannt geblieben. Da hätte sich dem Herausgeber Gelegenheit geboten nachzusehen, ob und in wie ferne Palacky bei seiner Darstellung des Hussitenkrieges auf diese Quelle Rücksicht nimmt. — Von gleicher Wichtigkeit wie für den Historiker ist das Buch für den Sprachforscher; uns wird dadurch der Beweis geliefert, daß Germanismen, wie sie heute in der českischen Volkssprache ihre Herrschaft behaupten, sich bereits damals in dieselbe eingebürgert haben, wie aus der ständigen Anwendung folgender Worte hervorgeht: švagr (p. 13 u. 14), Hofhanzl (17), jarmark (18), purgmaistr (18, 47), hauptman (20, 18), hauf (19) u. a. m. Die Publication dieser nach so vielen Seiten hin wichtigen Quelle ist nur mit Freuden zu begrüßen, wenn sie auch nicht den Anforderungen, die Referent an eine solche Publication stellt, in allen Punkten entspricht. Die Ausstattung entspricht den übrigen Schriften der kr. česká společnost Nauk.

A. Horčíčka.

**Dr. Franz Schneider:** Kritische Umschau auf dem Gebiete der Bergrechtsreform. Prag, 1878.

Der Verfasser dieser Schrift vertrat durch eine lange Reihe von Jahren (seit 1837) die Disciplin des Bergrechtes an der Prager Universität und hatte als Docent und Professor eine große Reihe von Zuhörern, denen diese Schrift gewidmet ist. Entstanden durch die Aufforde-

**Lucian Herbert:** Schwarzgelb. Bilder aus Alt- und Neu-Oesterreich. Leipzig, 1878.

Dieses Buch ist ein wahrer Faunskopf; nach rückwärts schauend mit dem Blick des alt-österreichischen Humors, der leider bei uns immer mehr und mehr erstickt wird, läßt uns L. Herbert in scharf auffallenden Lichtern die Zeit vor dem Jahr 1848 schauen, und wahrhaftig, was einem Briten sein mery old England, das ist uns die erste Hälfte dieses Jahrhunderts in seiner seligen Ruhe und erquicklichem Genuß, mit seinen kernigen Gestalten, aus denen freilich weniger der Geist als das Fleisch spricht. Nach vorwärts schauend in den Sturm und Drang der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wird der Humor, der sonst mit herzlichem Lachen sich die Seiten hält, zur Satire, und es dürften die Geißelhiebe denjenigen jucken, der sie verdient. Wer diese Zeiten in ruhiger Beschaulichkeit mit erlebt und sie wirklich auch nicht bloß als Guckkastenbilder, sondern auch zeitweilig „von der Zinne des Denkens“ aus mit beschauet, der hat ein Recht sie als Zukunft darzustellen; vielleicht lernt das nächste Jahrhundert aus Herberts Buch mehr als aus einer dickbändigen Schwarte „Culturgeschichte“ oder aus dem hofmeisternden Leitartikeln der Geschichtsphilosophen. Herberts Eigenthümlichkeit ist das resolute Erzählen; er weiß viel und benützt die Anekdote, die den würzigen Kümmerl zum kräftigen Hausbrot gibt. Die Charakterköpfe, die er zeichnet, die Straßen, die er durchwandert, die Schulen, die er besucht, sehen vor uns mit all ihrem d'rum und d'ran und geben volles Bild, fest unrrissen und mit würzigem Humor beleuchtet. Vor allem empfehlen wir dem Publicum „Altösterreichisches Schulleben“ und „Aus dem Tagebuch eines Altösterreichers.“ Es dürfte übrigens das Empfehlen nutzlos sein; wer das Buch in die Hand bekommt, der liest es in einem Zuge durch. „Nicht sagen dürfen, was man meint, ist Sclavenloos“, sagt irgendwo Euripides, und so geniert sich Herbert nicht im Geringsten und reibt seinen Landsleuten gepfefferte Wahrheiten unter die Nase, ob sie diese oder jene Landessprache reden. Das ist das gute Recht des Humoristen und Satirikers zu allen Zeiten gewesen. Die Ausstattung ist eine vortreffliche. L. Ch.

**Dr. Hermann Knothe:** Urkundliche Grundlagen zu einer Rechtsgegeschichte der Oberlausitz von ältester Zeit bis Mitte des 16. Jahrhunderts. Neues Lausitzisches Magazin. 53. Band, II. Heft. Görlitz, 1877.

Vorliegende Arbeit ist die Behandlung eines Preis-Thema's: „Ueber die Entstehung der eigenthümlichen Rechts- und Staatsverfassung der Oberlausitz bis Mitte des 16. Jahrhunderts,“ welches die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften gestellt hatte. Der Verfasser, welcher diese Aufgabe weniger von der juridischen, als vielmehr von der historischen Seite aufgefaßt hat, gibt uns in der auf reichlichem und sorgfältig benutzten Quellenmaterial beruhenden Arbeit ein recht anschauliches Bild von der Entwicklung der Rechtsverhältnisse der Oberlausitz. Der ganze Stoff ist in historische Abschnitte gegliedert, von denen der erste die Verhältnisse der Oberlausitz unter der Herrschaft von Meissen behandelt, nämlich von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1158, als Kaiser Friedrich I. dieses Gebiet an Wladislaw von Böhmen für die gegen Mailand zu leistenden Dienste als Lehen verlieh. Den Inhalt des zweiten Abschnitts bilden die Rechtsverhältnisse unter böhmischer Herrschaft von 1158 bis ungefähr 1253, von welcher Zeit bis 1319 die Oberlausitz unter den Markgrafen von Brandenburg stand. In diesem dritten Abschnitte wird in ausführlicher Weise das Land- und Erbgericht, die Privilegirungen durch die Brandenburger und das Münz- und Zollwesen besprochen. Nach dem im Jahre 1319 erfolgten Tode Waldemars von Brandenburg kam die Oberlausitz wieder an Böhmen mit Ausnahme von Görlitz, das Heinrich von Sauer in Besitz genommen hatte. Nach dessen Tode (1346) fiel auch dieses Gebiet auf Grund früher abgeschlossener Verträge an die böhmische Krone und die Oberlausitz blieb nun mit einer ganz kurzen Unterbrechung (1469—90) fast durch 300 Jahre ein Bestandtheil der Krone Böhmens. Durch engen Anschluß an dieselbe hob sich auch die Bedeutung der Sechsstädte, deren Bündnis, anfangs bloß zum gegenseitigen Schutze

bestimmt, später eine größere, politische Bedeutung erhielt. Aus den hussitischen Wirren gingen die Sechsstädte materiell zwar geschwächt, aber mit um so größerem Selbstvertrauen hervor und traten nun mit aller Entschiedenheit und Strenge dem wüsten und rohen Gebahren des Adels entgegen, über den sie durch ein regeres geistiges Interesse und gebildeteren Sinn bald das Übergewicht erlangten. Der unglückliche Pönsfall des Jahres 1547 übte auf diese Blüthe der Sechsstädte, auf welche die Reformation einen nicht geringen Einfluß hatte, einen sehr empfindlichen Rückschlag. Die Verhandlungen mit dem Kaiser wegen Rückerstattung der eingezogenen Privilegien und Freiheiten und die Darstellung der neuen Landesverfassung bilden den Schluß der gründlichen und gelehrten Arbeit, die einen höchst schätzenswerthen Beitrag zur Rechts- und Landesgeschichte der Oberlausitz und theilweise auch Böhmens bildet. F.

**Dr. Ludwig Weißel:** Hanns Freiherr von Schwarzenberg. Ein Bild aus deutscher Rechts- und Culturgeschichte. Grünberg i. Schl., 1878.

Diese mit Benützung guter Quellen abgefaßte Schrift bietet in der That einen kleinen bemerkenswerten Beitrag zur deutschen Rechts- und Culturgeschichte. Der Verfasser schildert im Umriss den Lebensgang Hanns' von Schwarzenberg (1463—1528) und hebt dessen dichterische und publicistische Bedeutung in seiner Zeit und namentlich die civilisatorische Einwirkung auf die Entwicklung der damaligen Rechtsverhältnisse in Deutschland hervor. Das gesammte öffentliche Wirken des fränkischen Freiherrn war von den günstigsten Resultaten begleitet. Wir können an dieser Stelle auf den Inhalt der recht guten Monographie über diesen „populären Legislatoren“ und volksthümlichen Moralisten des 16. Jahrhunderts nicht näher eingehen, sondern begnügen uns hervorzuheben, daß der Schwerpunkt der erspriesslichen Thätigkeit Schwarzenbergs in der Schöpfung der „Bambergensis“ liegt, da unter seiner Regide und seiner Redaction die bambergische Halsgerichtsordnung entstand, die dem tendentiösen Inquisitionsverfahren ein Ende machte, an dessen Stelle ein gerechtes Untersuchungsverfahren setzte und später die Grundlage der „Carolina“ v. Jahre 1532 wurde. — Von größter Bedeutung war auch Hanns' von Schwarzenberg Wirksamkeit als Dichter und Publicist. Seine Schriften bildeten einen starken Pfeiler in dem literarischen Gebäude der damaligen Zeit, in der sich Dichter und Schriftsteller in erster Linie dem Volke gegenüber eine erziehende Mission gaben und durch ernste Warnungen und heißenden Spott eingerissene Misbräuche und Laster zu heben suchten. Daß die Schriften Schwarzenbergs ins Volk drangen und dieselben ihre guten Wirkungen hatten, bestätigt Gerwinus. „In den trüben Zeiten des 16. Jahrhunderts,“ sagt er, „schloß sich jeder einfache lutherische Geistliche an den Meister Hans Sachs und uannte seine und Hanns' von Schwarzenberg Gedichte als die sittlichen Wegweiser im Volke.“ Um die volle Bedeutung der civilisatorischen Wirksamkeit Schwarzenbergs erkennen zu lassen, hat der Verfasser der angezeigten Schrift in seiner Darstellung eine besondere Aufmerksamkeit auf die Schilderung der damals im staatlichen und socialen Leben vorhandenen mißlichen Factoren und ungünstigen Verhältnisse, — so weit sie in Beziehung kommen, — verwendet, was ihm, ohne daß er weitschweifig geworden oder irgendwie über seine Aufgabe hinausgegangen wäre, in genügend klarer Weise gelungen ist. Von den dichterischen Producten Schwarzenbergs heben wir schließlich hier eines besonders hervor. Es gehört dieses nicht zu der satirisch-didaktischen Poesie Schwarzenbergs, die mit ihren moralischen Tendenzen es auf die Besserung der Gesellschaft abgesehen hatte, sondern ist ein „Trostspruch über abgestorbene Freunde“ — ein Büchlein, das der Dichter unter dem Namen „Kummertrost“ drucken ließ als einen „Spruch, der in rechter vernünftiger Betrachtung die erquicket, die um tödtlichen Abgang ihrer Geliebten trauern.“ Dieses Buch, dessen offenbar älteste Bearbeitung sich nach Weißel's Ausgabe im fürstl. Schwarzenberg'schen Archive zu Wittingau befindet, hat dieselbe Veranlassung wie der „Ackermann aus Böhmen“ und zeigt auch in Bezug



auf den Inhalt manche Aehnlichkeit. Schwarzenberg faßte nämlich diese Dichtung nach dem im Jahre 1502 erfolgten Tode seiner Gattin Kunigunde ab und klagt als „Hanns Unmuth“:

„Ich schrei und klag groß Weh und Noth,  
Mein Ehgesell, der ist mir todt,  
Nun bin ich auf dem Jammerthal  
Und in der armen Witwer Zahl.  
Manch' Tröstung hatt' ich in der Eh',  
Jetzt trag' ich Ach und ewig Weh.  
Den Tod ich heimlich mehr beklag,  
Denn ich sonst Jemand öffnen mag . . . zc.“

Johann Neubauer.

**Franz Rziha:** Der Einfluß der Naturwissenschaften auf die Ingenieur-Baukunst. Vortrag gehalten im Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. Wien, 1878.

Dieser treffliche Vortrag sucht mit Geschick ein klares Bild davon zu entrollen, wie die Ingenieurwissenschaften erst durch die Naturwissenschaften wurden, wie der planvolle tiefe Ausbau der letztern erst die Höhe der erstern möglich machte. Vorher herrschte überall im historischen Entwicklungsgang nur der Empirismus. „Der Effect konnte also nur im Wege des Probierens und nur hinterher erzielt werden, er hatte keine national-ökonomische berechnende Basis, ohne welche heute kein Ingenieurzweig arbeiten kann.“ So richtig im Ganzen der Grundgedanke dieses Vortrags ist, so scheint der Verfasser von den mathematischen Kenntnissen des ägyptischen Alterthums einen viel zu geringen Begriff zu haben; auch herrschte hier nicht der ganz rohe Empirismus. Nachdem er erzählt, wie die Ägypter dem Thales die Höhe einer Pyramide bestimmten durch Proportionalität des Schattens, sagt er weiter: Hieraus können wir entnehmen, wie zu jener Zeit der Stand der Geometrie ein so tiefer war, daß die Bauten vor dieser Zeit jeder wissenschaftlichen Richtung entbehrten, sich vielmehr ganz auf die Empirie stützten. Dieser Anschauung fehlt alle Begründung, und sie zeigt von einiger Unkenntniß ägyptischer Wissenschaft. Die neueren Forschungen von Lauth dürften den Verfasser vielleicht auf eine andere Meinung bringen. Uebrigens staunt er in den nachfolgenden Zeilen selbst, wie eine so immense Entfaltung der Technik zu einer Zeit stattgefunden, wo die technischen Wissenschaften, die technischen Realien noch völlig schlummerten, was ganz einfach nicht wahr ist. Ebenso falsch, ja frappierend ist die Behauptung, es verathete sich in den alten Bauten (der Ägypter zc.) die gänzliche Abwesenheit der formbildenden Wissenschaft. Den Einfluß der astronomisch-mathematischen Arbeiten Pythagoras', Hippokrates' zc. überschätzt er; was sie wußten, haben sie gerade im Orient gelernt. Es wäre ein ebenso großer Fehlschluß zu behaupten, die Griechen haben wenig Algebra gekannt, weil sich nichts vorfindet; vgl. Neffelmann, die Algebra der Griechen. Wenn Ahmaseu 1700 v. Ch. ein mathematisches Handbuch der alten Ägypter schreiben konnte (übersetzt von dem Ägyptologen Prof. Dr. Aug. Eisenlohr), so deutet dies auf kein völliges Schlummern der Realien. — Der Verfasser möge es entschuldigen, daß wir seiner sonst so belehrenden schönen Arbeit in diesem einen Punkt schärfer entgegentreten; die erstaunlichen Leistungen einer solchen Empirie, wie sie Ägypten und Babylon im Hoch- und Wasserbau zeigen, machen der „vorher berechnenden“ Ingenieurwissenschaft noch immer Kopfschmerzen genug. Mit scharfem historischen Blick charakterisirt der Verfasser die Römer und das Mittelalter in ihren Leistungen und die große Zeit der Cinque Cento, um endlich in Galileo Galilei den Vater der Naturwissenschaften und der Ingenieurwissenschaften aufzuzeigen; er streifte die Schule des Empirismus ab, lehrte uns ein Ingenieurwerk vorher berechnen, also den Erfolg im voraus, nicht hinterher zu erringen, wodurch die technische Haltbarkeit und der Massenaufwand eines Bauwerks mathematisch genau vorher bestimmbar ist und damit auch der Kostenbetrag. Weigels

(1613) Erfindung des Gesteinsprengens machte jene großartigen Bauten möglich, die in 17. Jhd. geleistet wurden. Die Erfindungen des 18. und 19. Jahrhunderts gaben der Ingenieurwissenschaft die gewaltigen Hebel, um die civilisatorischen Aufgaben des 19. Jahrhunderts zu erfüllen. Der Bau der gewaltigen Alpenstraßen war nun möglich und die Aufgaben des Eisenbahnbauens, so kühn sie sein mochten, fanden ihre Männer. In lichtvoller und präciser Weise charakterisiert der Verfasser nun in der zweiten Hälfte der Arbeit den Einfluß der einzelnen Realwissenschaften auf die Ausbildung der Ingenieurwissenschaften und gibt dabei eine kleine Encyclopädie der Geschichte des Wissens in diesen Gebieten überhaupt. Der Verfasser steckt aber nicht bloß in der einseitigen Auffassung der Bedeutung der Ingenieurwissenschaften für den Weltnutzen und Weltverkehr fest, er faßt mit philosophischem Blick auch die Kultur- und ökonomische Seite und das historische Gesetz der Entwicklung von der Sklavenei zur freien Arbeit ins Auge, wodurch die Abhandlung erst den vollen Lichtstrahl echter Wissenschaftlichkeit erhält. L. Ch.

**Der Führer durch Prag.** Von Franz Klutschak. Prag, 1878.

Wie beliebt und verbreitet dieses äußerst praktische Handbuch ist und wie glänzend es sich bewährt, dafür spricht am deutlichsten der Umstand, daß eine neue und zwar die zwölfte Auflage, vermehrt und verbessert, notwendig wurde, die im Verlage der Actiengesellschaft Bohemia erschienen ist. Der Verfasser, wol einer der gründlichsten Kenner Prags, bringt in knapper Form die hochinteressante Geschichte der Landeshauptstadt von ihrer sagenhaften Gründung durch Prof's Tochter an bis auf die Gegenwart, in welcher „das goldene Prag“ sich zu dem traurigen Ruße verholten hat, daß es in dem Percentualverhältnis der Sterblichkeit eine gar hervorragende Rolle spielt. Daran schließt sich eine bis in die kleinsten Details genaue Angabe der Lage, des Klima und des Flächenraums von Prag, seiner Behörden und der Einwohner nach Zahl, Sprache und Religion. Die Immigration von Außen ist hier, andere Städte dagegen gehalten, auffallend bedeutend und wie riesig das Verhältnis der Fremden zu den Einheimischen steigt, ergeben folgende Verhältnisziffern: im J. 1818 betrug die Fremden nur 6·34%, 1837: 38·77, 1846: 46·67 und 1869 bereits 64·30 Percent, also fast 2 Drittel der Gesamtbevölkerung.

Ein Vorzug, der, im Vergleiche mit andern ähnlichen Schriften, diesem Buche eigen ist und allen Fremden unendlich willkommen sein muß, liegt in der Abtheilung „Wanderungspläne für Fremde.“ Darnach können diese, nach Zeit und Belieben, in anderthalb Stunden, in einem Tage oder in zweien Prag in allen Hauptpartien und seine vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten, Gebäude und Anstalten kennen lernen. Mit seltenem Fleiße sind diese in ein alphabetisches Verzeichnis gesammelt und nach ihrem historischen Werthe, ihrer Bedeutung u. s. w. gründlich erläutert. Dieser Abschnitt kann nicht allein Fremden, sondern auch so manchen Pragern empfohlen werden; denn — mag es auch sonderbar genug klingen — wie viele leben Jahrzehnte lang in Böhmens Metropole und erfahren erst aus ausländischen Journalen und ihren Illustrationen, daß ihr Wohnort an dem „alten Judentfriedhof“ ein Unicum, daß er ehrwürdige Bauwerke, unterschiedliche Kunstwerke u. dgl. besitzt! Ein Blick in Klutschak's Buch wird sie anregen, selbst eine kleine Rundreise durch die Stadt zu machen, und gerne werden sie dann der mühevollen Arbeit des als Veteran der Prager Schriftstellerwelt bekannten Verfassers ihre Anerkennung zollen.

Selbstverständlich gibt der „Führer durch Prag“ auch Auskunft über Gast- und Kaffeehäuser, Fahrgelegenheiten, Unterhaltungen und was sonst Reisenden zu wissen von Interesse ist und zeichnet sich durch eine in jeder Hinsicht elegante Ausstattung aus; beigegeben sind die Pläne der Prager Theater und eine sorgfältig gearbeitete Situationskarte von Prag und der nächsten Umgebung.

Otto Lohr.

# Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

## Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVII. Jahrg.

III.

1878/79.

**Anton Gindely**, Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Dritter Band. Prag 1878. Verlag von F. Tempsky.

Im dritten Bande seines großen Werkes hat sich Gindely entschlossen, einzelne Aktenstücke von hervorragender Bedeutung beizufügen, um den Leser in den Stand zu setzen, sich ein Urteil zu bilden, wie das zum größten Teile neue Material verwertet wurde. Einige der wichtigsten Fragen werden herausgegriffen und die entsprechenden Akten, die scharfe Schlaglichter darauf werfen, mitgeteilt; so ein Aktenstück, das die Pläne der Unionsfürsten in Hinsicht auf die Einziehung einer Anzahl geistlicher Besitztümer beleuchtet, aus dem Jahre 1619; ferner die Affekurationsurkunde von Mühlhausen aus dem Jahre 1620, welche die Reichsstände gegen gewaltsame Angriffe sichern sollte. Zwei Schriftstücke geben über die Beziehungen Kaiser Ferdinands II zu dem Herzog Maximilian von Baiern besonders wesentlichen Aufschluß. Sechs Aktenstücke betreffen die Verhandlungen Friedrichs von der Pfalz, Christians von Anhalt und der österreichischen Stände mit Bethlen Gabor zur Zeit des Neusöhler Reichstages hinsichtlich einer größeren Hilfeleistung von Seite Ungarns, sie gewähren einen tiefen Einblick in die inneren Vorgänge der Bewegung. Es ist keine Frage, daß durch eine solche Vorlegung des Materials zur kritischen Einsicht der Blick des wißbegierigen Lesers geschärft wird; er schaut in die innere Werkstätte nicht allein der Begebenheiten, sondern auch des Geschichtsschreibers, der ihnen feinfühlig nachgeht. Der Leser arbeitet geistig concentrirt mit und erlangt jene Befriedigung, die speziellen Studien immer innewohnt. Es ist vor uns eine Fülle des Neuen in lichtvoller und ansprechender Darstellung, das uns der gelehrte Fleiß des Verfassers an allen Enden bietet. In elf Kapiteln behandelt Gindely den reich aufgespeicherten Quellenstoff von dem französischen Vermittelungsversuch und dem Vertrag von Ulm an bis zur Schlacht am weißen Berg und der Unterwerfung von Mähren, Schlesien und den Lausitzen. Von großem Interesse sind das 9. und 10. Kapitel; letzteres behandelt die Schlacht am weißen Berg. Der umfassende Bericht hierüber läßt die Einzelheiten in voller Klarheit erscheinen. Statt Buquoy, dem man bisher meist das Hauptverdienst des Siegers zuschrieb, werden Tilly und Verdugo als diejenigen bezeichnet, denen der Kaiser den glücklichen Ausgang der Schlacht zu danken hatte, und zwar zeichnete sich der erstere durch unerschrockene und umsichtige Erfüllung aller Feldherrnpflichten, letzterer durch seine stürmische Tapferkeit aus. Die schon früher bekannte Läßigkeit Friedrichs von der Pfalz wird auf Grundlage des umfassenden Berichtes des Augenzeugen Conwoy bestätigt. Manche Irrtümer, die in verschiedenen viel gelesenen Werken über diese Zeit vorkommen, sind wohl durch diese Detailforschungen für immer beseitigt. Von großer Wichtigkeit sind auch die Nachrichten über den

kläglichen Zustand des böhmischen Kriegswesens gegenüber den tüchtigen geworbenen Truppen des Kaisers. Der Verfasser sagt S. 366: „Wie konnte es anders geschehen, als daß Böhmen schließlich unterlag, da seine Söhne sich am Kampfe nur in zweiter Reihe beteiligten! Der Kampf ermangelte so des nationalen Bewußtseins, des maßgebendsten Motivs nicht bloß zur Zeit der Husitenkämpfe, sondern überhaupt zu allen Zeiten.“ Freilich berichtigt der Verfasser diese Anschauung gleich darauf selbst mit den Worten: „Allerdings ist es fraglich, ob, wenn der Kampf eine nationale Färbung angenommen hätte, nicht Schlesien, Oesterreich und vielleicht auch Ungarn von dem Bündniß abgeschreckt worden wären und ob der Nachteil auf der einen Seite nicht durch den Vorteil auf der andern Seite aufgewogen wurde.“ „Jedenfalls ist es gewiß, daß während des ganzen Verlaufes des böhmischen Aufstandes keinerlei nationale Motive maßgebend waren, daß nicht die leiseste nationale Disharmonie zwischen den Slaven, Deutschen und Magyaren sich geltend machte, und daß sich der Kampf nur um religiöse Interessen und um die Herrschaftsansprüche der ständischen Corporationen drehte.“ Dieser Ausspruch Gindely's weist doch ein für allemal die Meinung jener soi disant Historiker zurück, die mit einem Seitenblick auf die Geschichte Früheres und Späteres gerne konfundieren möchten. Gindely schließt den dritten Band mit der Bemerkung: „Seit dem Frühjahr 1621 war die Autorität des Kaisers von den Ständen sämtlicher Länder der böhmischen Krone und von denen Oesterreichs anerkannt. Die Art, wie Ferdinand II seinen Sieg namentlich in Böhmen und Mähren ausnützte, gab seinen Gegnern Veranlassung zu tausendfachen Klagen und Vorwürfen und sie rechtfertigten damit ihre weiteren Angriffe. Diese Rechtfertigung war aber nur ein Vorwand; denn der Haß gegen die Katholiken und die Erbitterung über die erlittene Niederlage und über das Hinschwinden der erträumten Größe war bei ihnen noch im Jahre 1621 so groß, daß sie sich selbst, wenn der Kaiser milde aufgetreten wäre, in die untergeordnete Stellung nicht gefügt, sondern nach Mitteln und Wegen gesucht hätten, um dem Kaiser seinen Sieg zu verkümmern. Die gegenseitigen Leidenschaften sollten sich bald auf einem ausgedehnteren Kriegstheater bekämpfen, als das bisherige gewesen war.“ So eröffnet Gindely die Perspektive für die nächsten Bände des gründlichen Werkes, das von jedem Geschichtsfreunde mit wahrer Genugthuung über das schon Geleistete und noch zu Leistende erwartet wird. Die Ausstattung ist eines so bedeutenden Werkes vollkommen würdig.

Ch.

Dr. **Emil Werunsky**: Der erste Römerzug Kaiser Karl IV. (1354—1355). Innsbruck, 1878.

Im Jahrgang XVI, II, S. 30 dieser Blätter habe ich die gleichfalls 1878 erschienene Schrift Werunsky's: „Die italienische Politik Papst Innocenz VI. und Karl IV. in den Jahren 1353—1354“ besprochen und die Verdienste des Buches gebührend anerkannt. Ich habe damals bemerkt, daß es leider ein Bruchstück sei, welches mit dem Erscheinen des Monarchen auf dem Boden der Halbinsel, also gerade da abbricht, wo es unsere erhöhte Theilnahme in Anspruch zu nehmen beginnt. Mein damaliger Wunsch, daß der geehrte Verfasser uns mit einer Fortsetzung, vielleicht bis zu dem Zeitpunkte, wo Karl aus Italien zurückkehrt, erfreuen möge, ist weit rascher, als ich zu hoffen wagte, in Erfüllung gegangen; es liegt nun ein stattlicher, den Römerzug Karls behandelnder Band vor uns. Er steht mit der oben angeführten Schrift im innigsten Zusammenhange, sie ist die Einleitung zu dem vorliegenden Werke. Dieses zerfällt in vier Abschnitte, welche 1. den Zug Karls durch Lombardien und seine Krönung zu Mailand, 2. seinen Zug durch Tuscanien, 3. die Kaiserkrönung und 4. seinen Rückzug behandeln. Auch ein Historiker, der keine eingehenderen Studien in der mittelalterlichen Geschichte Italiens gemacht hat, wird bei einer genaueren Durchsicht des Buches die Ueberzeugung gewinnen, daß der Verfasser eine seltene Kenntnis der Quellenchriften besitze, und daß er die denselben entnommenen Daten mit Verständnis, Geschick und kritischer Schärfe zu verwerthen verstehe. Er hat unsere historische Literatur mit einem Werke bereichert, über das man sich aus vollem Herzen freuen

kann. In demselben hat er vornehmlich die Schrift des Johannes Porta de Annoniaco über die Krönungsreise des Kardinalbischofs von Ostia und die pisanische Chronik des Ranieri Carido verwerthet; letztere ist sogar dem sorgfältigen A. Huber in seinem vorzüglichen Regestenwerke über Karl IV. unbekannt geblieben. Daß Werunsky die Hubersche Regestensammlung, welche jedem künftigen Geschichtswerke über den Lützelburger als die sicherste Grundlage dienen wird müssen, stets berücksichtigt habe, ist selbstverständlich, ja es ist unserm Verfasser an der Hand seiner Quellen möglich geworden, das Regestenwerk hier und dort in den zahlreichen, zuweilen ziemlich umfangreichen Anmerkungen zu berichtigen.

Mit dem Werunskyschen Buch in der Hand läßt sich nun Karls Römerzug von Tag zu Tag verfolgen, der Leser gewinnt einen tiefen Einblick in die nüchterne Politik dieses Staatsmannes, der wie keiner seiner kaiserlichen Vorgänger mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen verstand und welcher, am Ausgange des Mittelalters stehend, eine neue Epoche kaiserlicher Politik in Bezug auf Italien inauguriert. Dem Lützelburger ist es nicht darum zu thun, die kaiserliche Herrschaft auf der apenninischen Halbinsel wieder aufzurichten, welche selbst die hervorragendsten Vertreter des Imperiums nur vorübergehend behaupten konnten; sein Ziel ist die Kaiserkrone, und von diesem Ziele läßt er sich durch keine Verlockungen, nicht durch das Herandrängen der Häupter der beiden großen Parteien und auch nicht durch Männer wie Petrarca ablenken, die in idealen Regionen schwärmten. Karls Vorgehen in Italien, das läßt sich nicht leugnen, hat schwerlich Jemanden zur Begeisterung hingerissen, er hat nicht wie die gewaltigen römisch-deutschen Kaiser Schlachten geschlagen und einer Welt von Hindernissen sich trotzend in den Weg gestellt, ja sein von der Kurie ihm vorgeschriebenes und von ihm programmäßig eingehaltenes Verhalten in Rom, welches schon die Spottlust seiner Zeitgenossen reizte, kann auch heute, und möge man daran wie immer herumdeuteln, ebensowenig wie seine nur schlecht verhüllte Geldgier anmuthen, welche er in Italien wiederholt an den Tag legte. Dessenungeachtet wird man seiner Gewandtheit in den Verhandlungen mit den Dynasten und den auf ihre Autonomie eifersüchtigen Städten, seiner geschickten Benützung der Parteien die volle Anerkennung nicht versagen können. Die italienische Politik Karls war „klar, wol überlegt und beharrlich, ganz darnach angethan, Erfolge zu erreichen, wie sie sonst nur gewaltige Energie des Handelns zu Wege bringt“.

Mit diesen Worten des Verfassers wollen wir von dem tüchtigen Buche scheiden, das wir als eine Vorarbeit zu einer Geschichte Karls IV. und seiner Zeit ansehen möchten; wir hoffen, daß ihm weder Lust und Liebe noch die Muße zu einem solchen Unternehmen fehlen wird.

Dr. G. Biermann.

**Josef Svatek:** Kulturhistorische Bilder aus Böhmen. Wien, Braumüller, 1879.

Wir sind dem Herrn Verfasser dankbar, daß er seine während des letzten Jahrzehnts in der Prager Zeitung erschienenen kulturhistorischen Bilder nunmehr gesammelt und erweitert in Buchform herausgegeben hat. Denn die in ihrer Art ganz interessanten, gründlich gearbeiteten und anziehend geschriebenen Aufsätze dürfen einen gewissen wissenschaftlichen Werth beanspruchen, der durch das vorliegende Buch in kompetenten Kreisen sicherlich mehr zur Anerkennung gelangen wird, als es bei der zerstückelten Form des Feuilletons der böhmischen amtlichen Zeitung möglich gewesen ist. Gerade diese Stätte aber, die sich dem Verfasser zur ersten Veröffentlichung darbot, mag zunächst auf die Wahl der Stoffe bestimmend eingewirkt haben. Das Feuilleton soll ja schon durch seine Uberschrift, durch sein Thema den Leser der Tagespresse zum leichten Genuß verlocken. Das Mythische, Geheimnißvolle, Pikante, Gruselige, die Anekdote wird deswegen an diesem Platze so gerne gepflegt. So bringt uns denn auch unser Autor nacheinander in die Gesellschaft der unglücklichen Hexen, der betrügerischen oder betrogenen Alchemisten, der pikanten Adamiten und Deisten, der rebellischen Bauern und der wahrhaftigen,

diebischen Zigeuner. Alle diese Specialitäten lernen wir in ihrer historischen Entwicklung auf vaterländischem Boden kennen. Daran reihen sich zwei hübsche Erinnerungen, die eine an „Schiller in Böhmen“, in welcher Meißner, der Großvater, nicht gut abkömmt, die andere an den griechischen Abenteurer „Jakob Olympidar Paläolog“ aus der Humanistenzeit. Gelingen ist in einer weiteren Abhandlung „die Guillotine in Böhmen“, der gegen Pulkawa-Palacky geführte Nachweis, daß das Fallbrett, mit welchem Zawisch von Falkenstein hingerichtet worden sein soll, zu den beliebten Geschichtsfabeln gehöre. Endlich erwähnen wir noch die dem Kunsthistoriker gewiß erwünschte Geschichte des Schicksals der „Rudolphinischen Kunstammer in Prag“. — Indem wir nochmals den schön abgerundeten und mit vieler Sachkenntniß gearbeiteten Essay's unsere Anerkennung zollen, müssen wir doch bestreiten, daß durch dieselben die Kulturgeschichte Böhmens erheblich gefördert worden wäre, wie in der Vorrede gehofft wird. Durch Auseinandersetzungen der Abnormitäten in der Gesellschaft, durch die Jagd nach Kuriositäten und Raritäten geschieht dies eben nicht, wenn nicht diesem negativen Bilde das Positive als Unterlage vorangeht. Wir haben eine bessere Meinung von der Kulturgeschichte und ihrer Aufgabe. Deswegen ist es auch ganz unrichtig, wenn der Verfasser behauptet, die neuere böhmische Geschichtsforschung habe mit Ausnahme der Geschichte Prags von Tomeš die Kulturgeschichte des Landes ganz vernachlässigt. Man lese doch auf dem Umschlage dieser Blätter die Titel der vom Vereine publizierten größeren Werke, man nehme Einsicht in die vor noch nicht so langer Zeit erschienenen Stadtgeschichten von Eger (2. Aufl.), Leitmeritz, Graupen, Reichenberg, Plan, Gablonz u. s. w., und man wird finden, daß die wahre Kulturgeschichte ganz außerordentliche Berücksichtigung gefunden hat. Oder sollen wir noch auf die wissenschaftlichen Zeitschriften (in beiden Landessprachen) hinweisen, die mit Vorliebe kulturhistorische Stoffe pflegen? Wir erinnern an unsere „Mittheilungen“ nur noch deswegen, um den Verfasser darauf aufmerksam zu machen, daß dieselben selbst über die von ihm gewählten Stoffe eingehende Abhandlungen brachten: Siehe Wagner über Zigeuner und Alchemisten und in jedem Jahrgange Miscellen über Bauernrevolutionen u. dgl. S.

Dr. **Viktor Wilh. Ruß:** Der böhmische Landtag von 1872—1877. Prag, Dominikus 1878.

Größere politische Schriften sind in unseren Tagen, wo das Zeitungswesen so gewaltig dominiert, seltene Erscheinungen. Bei uns zu Lande beschränkt sich die politische Brochuren- oder Buchliteratur zumeist auf Katzbalgereien der Nationalen untereinander; höchstens flattert von Zeit zu Zeit die gewisse Friedenstaube auf und bringt gut oder übel gemeinte Verhaltensmaßregeln, nach welchen die schmolgenden Brüder im Lande ein zufriedenes Nebeneinanderwohnen und ein glückliches Dasein sich bereiten könnten. Dr. Ruß, einer der gewandtesten Redner und einer der begabtesten und fleißigsten Arbeiter des böhmischen Landtags, wendet sich einem dankbareren Stoffe zu, indem er in vorliegender Schrift die Thätigkeit des böhmischen Landtags in der Periode von 1872—1877 einer eingehenden Besprechung unterzieht. Eigentlich beabsichtigte der Verfasser mit dieser seiner Schrift eine Art Berichterstattung über seine eigene Thätigkeit im Landesparlamente, gerichtet an seine Wähler in den Landgemeinden der Bezirke Aussig-Karbitz. Es ist deswegen auch nur billig, wenn der Abgeordnete von dieser seiner eigenen Thätigkeit ausführlich spricht; zu loben aber ist es, daß er sein persönliches parlamentarisches Wirken nur im Rahmen der Gesamthätigkeit des Landtages betrachtet. Dabei nimmt er Gelegenheit, manchen glücklichen Reformgedanken zu entwickeln oder gewisse Gebrechen und Mängel in der Gesetzgebung und Administration darzulegen. Beherzigenswerth erscheinen uns insbesondere seine Aeußerungen über die eigenthümliche Stellung und unklare Machtbefugniß des Landesauschusses, über die vielfach mißverständene, zu eng und zu weit interpretierte Gemeindeautonomie und die nicht mehr zeitgemäße Subventionierung der Landestheater. Daß der Schule, namentlich der Volksschule, ein umfangreiches Kapitel gewidmet wurde, ist bei der hohen Bedeutung der Materie

selbstverständlich, hat aber seine weitere Begründung noch in dem Umstande, weil der Verfasser durch alle sechs Jahre als Berichterstatter der Unterrichtskommission fungierte und in dieser Eigenschaft wiederholt in der Begutachtung der Regierungsvorlagen und der Reserate des Landesauschusses sein kritisches Talent erprobte. Ruß ist ein denkender Politiker, das zeigt er nun auch als Schriftsteller. Als solcher verräth er uns aber auch noch eine andere Eigenschaft, die wir ansonsten bei ihm nicht wahrgenommen haben. Er ist mild in der Form, frei von den scharfen polemischen Spitzen, die seine Reden kennzeichnen, und schonend in der Aufdeckung der gefundenen Mängel. — Wie so es nun gekommen ist, daß eine Anzahl von Wählern einem so hervorragend thätigen Abgeordneten nach der Abstattung eines so gediegenen Rechenschaftsberichtes denn doch ihre Stimmen bei der Neuwahl versagte, ist hier nicht der Platz zu untersuchen. Wir wollen abwarten, ob der neue Vertreter der Auffig-Karbitzer Landgemeindenbezirke nach sechs Jahren in gleicher Weise dem großen Publikum und somit auch uns Gelegenheit bieten wird, in sein politisches Denken und Wirken und in die Einzelheiten seiner parlamentarischen Thätigkeit Einblick zu nehmen.

**F. Krone:** Zur Geschichte des deutschen Volksthum im Karpathenlande mit besonderer Rücksicht auf die Zips und ihr Nachbargebiet. Graz 1878.

Obige Studie, die Festschrift der k. k. Universität Graz aus Anlaß der Jahresfeier am 15. November 1878, gereicht ihrem Verfasser schon deshalb zu besonderer Ehre, weil sie entstanden ist, während die Vollendung seines großen Handbuches der Geschichte Oesterreichs die außerordentlichsten Anforderungen an seinen Fleiß und seine Arbeitskraft stellen mußte. Sie ist zudem materiell und formell eine vortreffliche Leistung, eine Arbeit, die trotz des mäßigen Umfanges des Neuen und Interessanten genug bietet. Hören wir die Resultate. Weder aus der Völkerverwanderung noch den Tagen der Einrichtung einer fränkischen Mark im Ostlande, nachdem Erich von Friaul und König Pippin von Italien das Avarenreich vernichtet haben, bleiben Reste deutscher Bevölkerung oder neue Ansetzler im nordungarischen Berglande. Die Verbindung König Stephans des Heiligen mit dem bairischen Herzogshause führt wol deutschen Dienstadel, deutsche Geistliche ins Land, aber weder irgendwie sicher nachweisbare deutsche Land- und Stadtbevölkerung. Deutsch-Szatmar bildet die einzige, übrigens doch immer noch auffallende Ausnahme. Die Zuwanderung deutschen Volksthum in größerem Maßstabe beginnt erst in der Mitte des XII. Jahrhunderts. Nicht das Hereinbrechen von Meeresfluthen, nicht Mißwachs, Hungersnot, verheerende Bürgerkriege haben die unmittelbare Veranlassung zur Auswanderung großer Mengen niederländischen-vlämischen Volkes in die weit entlegenen Länder des österreichischen Ostens gegeben; solche Peinungen sind für jene Zeit wol am Niederrhein und den flandrischen Küsten über die Bevölkerungen hereingebrochen, aber sie wirkten wie anderswo nur in der Nachbarschaft. Eigentlicher Anlaß für das beginnende Abströmen deutscher Bauernschaft nach den östlichen Ländern überhaupt, nicht bloß nach Ungarn und Siebenbürgen, sondern auch nach Böhmen, Mähren, Schlesien, Kleinpolen, Ursache für die Entwicklung deutschen städtischen Lebens in den genannten Ländern bleibt die dem deutschen Manne angeborne Wanderlust, das Verlangen, in der Ferne ohnedie lästige Concurrenz der Heimat seine Lage zu verbessern, das Bewußtsein fröhlicher Thatkraft, die er unter den günstigeren Verhältnissen der östlichen Landschaften zur Geltung bringen will. Diese Strömung deutschen Volksthum nach dem Osten erreicht Siebenbürgen in den Tagen König Geisa II. (1141—1161), doch muß sie ziemlich gleichzeitig auch zu Ansiedlungen in Nordungarn geführt haben; da wie dort sind die Anömmlinge, wie Recht, Sprache, Orts- und Personennamen erweisen, Niederdeutsche; „flandrisches Recht“ und „vlämische Ansiedlungsfreiheit“ sind einzig in Übung. Doch dies ist nur die erste Welle der nach Osten zielenden Bewegung. Der vernichtende Mongoleneinfall unter König Bela IV. schafft weiten Raum für neue Zuwanderer, die auch unlange darauf sich einfinden. Diese Wanderung ist mehr localer

Natur und vor allem nach den magharischen Landschaften gerichtet, sie vollzieht sich geräuschloser sie führt vor allem mitteldeutsche Bevölkerung nach dem Osten: aber sie ist noch bedeutungsvoller als die vorübergehende; erst aus ihr gewinnt das Deutschtum des ostungarischen Landes „die breite Grundlage, die weite Verzweigung und das bestimmte Gepräge“ (S. 28). Etwa mit Ausnahme von S. 11, wo das Hinübereücken deutscher Bevölkerung in das Dedenburger, Wieselburger und Eisenburger Komitat vielleicht in eine zu frühe Zeit gesetzt wird, erscheinen die Ausführungen des Verfassers als Ergebnis ebenso vorsichtiger wie sorgfältiger Forschung. Möge ihm die Freude an der gelungenen Arbeit die darauf verwendete große Mühe recht reichlich lohnen.

A. B.

### Joseph Ritter von Führich's Original-Compositionen aus den Jahren 1815—1825

ist der Titel des jüngst vom Curatorium des Kunst- und Gewerbemuseums in Reichenberg im 1. Hefte herausgegebenen Werkes, auf welches wir hiemit die Aufmerksamkeit nicht nur der Künstler, sondern aller Kunst- und Vaterlandsfreunde lenken möchten. Ist es an und für sich schon freundlichst zu begrüßen, daß eine scheinbar außer der Linie des Kunstverkehrs gelegene, nach gewöhnlicher Anschauung bloß für Tuchmacherei interessirte Stadt sich mittels dieser Edition in gleichem Verständnisse zeigt für ästhetische Interessen, so muß andererseits auch noch anerkannt werden, daß das Reichenberger Museum gerade mit dieser Herausgabe der Kunstgeschichte des Landes einen ganz besonders werthvollen Beitrag zuführt. Wir wissen wol im Allgemeinen, daß mit Führich eine neue Kunstperiode in unserem Vaterlande begann, und sich mit ihm eine Scheidung des von Bergler noch vertretenen, antikisirenden Eclecticismus und der naturfrischen neueren Romantik vollzog, aber noch fehlten bisher die anschaulichen Belege, welchen Keimen jenes principielle wie formale Auseinandergehen entwuchs. Unzweifelhaft sind sie nun klar gelegt in den die vorliegende Publication umfassenden Jugendarbeiten Führichs. — Der von den Herausgebern genommene Standpunkt, wie ihn die dem 1. Hefte beigegebene Einleitung markirt, dürfte auch der vollkommen richtige sein: „je bedeutender ein Künstler durch sein Schaffen über die Alltäglichkeit emporragt, desto interessirter sind meist auch die Kunstfreunde für das Vertrautwerden mit den Wegen und Behelfen zu diesem seinem Kunstauschwunge. Traglich bliebe aber stets ein derartiges Vertrautwerden, falls nicht vorher die Heimstätte des Künstlers erschlossen und Einblick genommen worden wäre in seine anfänglichen, von dort beeinflussten Gebilde. Denn wie erst durch die Ermittlung der Hauptgepflogenheit die habituelle Ausprägung verständlich werden kann, so definiren eben erst die jugendlichen, ins Bild übertragenen Begriffsäußerungen die Elemente, unter deren Mitwirkung der Geist wachgerufen, das Gemüth vertieft, die Phantasie in Schwung gebracht, kurz die künstlerische Individualität vorbestimmt wurde. In diesem Sinne will denn auch mit der durch das Reichenberger Museum unternommenen Herausgabe einer Reihe von Jugendarbeiten Jos. Ritter von Führichs nicht allein Künstlern und Kunstfreunden, sondern zugleich noch den Kunsthistorikern ein Verständigungsmittel zu Handen gebracht sein: welchen Weges dieser nach Erhabenheit im Streben, nach Reichthum und Originalität im Schaffen, fast alle seine gleichzeitigen Kunstgenossen überragende Meister emporgestiegen, welche Klärungsstadien er durchschritten. Zwar verständigte uns Führich in seiner bis zum Jahre 1843 reichenden Selbstbiographie mit liebenswürdigster Offenheit über sein Jugendleben wie über sein erstes künstlerisches Gebahren; es sind das jedoch mehr weniger Räthsel, die sämmtlich erst authentische Auflösung mit der Herausgabe dieser Jugendarbeiten erhalten und nach ihrer chronologischen Folge ganz eigentlich wieder eine autographische Illustration zu seiner Künstlerjugend bilden.“ — Nachdem in der Einleitung noch des Näheren bekannt gegeben wird, in welcher Weise die Sammlung der Führichwerke im Reichenberger Museum entstanden, wird bemerkt, daß die zur Herausgabe bestimmten Blätter dem Kerne dieser Sammlung entnommen seien, und



daß, um den Copien derselben auch nahezu den Werth von Originalen zu verschaffen, die Vielfältigung mittels Lichtdruck sich als die entsprechendste bewährt habe. — Wir dürfen in dieser Beziehung auch unbedingt dem in der „Wiener Abendpost“ enthaltenen Urtheile eines hervorragenden Kunstreferenten beipflichten, daß „die bei dem Hofsphotographen J. Löwy in Wien gefertigten Reproduktionen das Beste zu sein scheinen, was aus seinem rührigen Atelier hervorgegangen ist.“ Die Herausgabe erfolgt heftweise — je 3 Blatt des Hest. Der ersten auf 6 Hefte berechneten Serie folgt eventuell eine zweite von 4 Hefen mit Handzeichnungen aus späteren Perioden. Der Preis für ein Hest von 3 Blättern im Bildraume von 23 Cmt. Breite und 36 Cmt. Höhe, mit 2 fl. bemessen, ist ein derart geringer, daß sich das Werk auch nach dieser Richtung empfiehlt. Schließlich sei noch bemerkt, daß das Werk dem kunstfönnigen Protector des Museums, Sr. k. und k. Hoheit dem durchl. Erzherzog Carl Ludwig, gewidmet ist. — r.

Prof. **J. Krejčí** und Prof. **N. Helmhacker**: Geologische Karte der Umgebung von Prag. 1868—1877. Herausgegeben mit Unterstützung der Matices česká und der Commission zur naturwissenschaftlichen Durchforschung Böhmens.

Eine genaue Darstellung der so vieles Interessante bietenden geologischen Verhältnisse der Umgebung Prags findet sich gegenwärtig unseres Wissens nur in den Ausnahmsblättern der k. k. geol. Reichsanstalt und in einigen Beigaben zu den Schriften Joachim Barrandes. An beiden Orten ziemlich schwer zugänglich für das größere Publikum war bisher der Einblick in den geologischen Bau der Gegend um Prag dem Uneingeweihten ziemlich verschlossen, daher die Veröffentlichung einer Karte wie die vorliegende gewiß in jeder Beziehung willkommen sein muß, umso mehr als die tiefgehenden und genauen Kenntnisse der hiesigen Verhältnisse namentlich Seitens Joh. Krejčí's die beste Bürgschaft für die Verlässlichkeit derselben ist. Die vorliegende Karte umfaßt den fast quadratischen Raum zwischen Beraun, Schlan, Alt-Lissa und Mnichowitz, so daß Prag ziemlich die Mitte einnimmt. Als Grundlage dient die bekannte topographische Karte, welche von der Matices česká schon vor langer Zeit veröffentlicht wurde. Es wurden 56 verschiedene Farben und Schattirungen angewendet, um die verschiedenen Gesteine und Formationen anzuzeigen. Da es hiebei darauf ankam, durch die Farben das Relief der Karte nicht zu verdecken, war die Anwendung eines durchsichtigen Colorits nothwendig, was nun allerdings zur Folge hat, daß man bei den licht gehaltenen, nur durch Punktirung und Striche unterschiedenen Partien ziemlich scharf zusehen muß, um sich genau zu orientiren. Dagegen läßt die Abgliederung der Hauptpartien nichts zu wünschen übrig, und selbst dem Laien wird aus der Anschauung des Ganzen klar, daß es sich hier um eine mächtige, an das Granitmassiv des mittleren Böhmens angepreßte Muldenbildung der silurischen Formation handelt, welche gegen Norden hin durch die übergreifenden Kreidegebilde mehr und mehr verdeckt wird. Das Blatt ist mit großer Sorgfalt und anerkanntem Fleiße bearbeitet; wenn dennoch etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es nur das, daß der Maßstab (1:86400) ein noch größerer gewesen sein möchte, was abzuändern nun allerdings nicht im Bereich des Verfassers lag. So wünschenswerth es nun auch wäre, daß unsere deutschen Schulen in Prag von dem gebotenen neuen Hilfsmittel für die Kunde der Heimath Gebrauch machen möchten, und so sehr willkommen die Karte auch gebildeten Laien sein mag, so scheint es uns doch, daß dieselbe so lange keine rechte Verbreitung finden wird, als es an einem erklärenden Text dazu fehlt. Der Geologe mag sich wohl leicht im Ganzen orientiren, aber für einen minder Eingeweihten ist es wohl sehr schwer, sich lediglich mit der Farbenerklärung zurecht zu finden. Dies wäre also von Seite des Verfassers noch nachzutragen. Hierbei haben wir allerdings auch eine den Bedürfnissen unserer deutschen Bevölkerung entsprechende deutsche Ausgabe einer solchen im Auge, die übrigens wohl das Werk noch in weiteren Kreisen zugänglich machen würde. Bis jetzt begnügt sich die tschechisch textirte Karte mit der Beigabe der deutschen Ueberschrift und der deutschen

wissenschaftlichen Bezeichnungen, während die Ortsnamen durchwegs tschechisch\*) und der Zusatz der deutschen Namen vollständig überflüssig gefunden wurde. Wir wollen übrigens hieraus keine Gelegenheit nehmen — modo alieno — nach nationaler Gleichberechtigung zu rufen, da es hier wohl nicht darauf ankommt, ob neben Vltava — Moldau, Beroun — Beraun u. s. w. steht — die tschechischen Dörfer sind uns ohnehin gleichgiltig — allein im zu erwartenden deutschen Text hoffen wir die unserer Sprache gerechten Orts-Bezeichnungen eingeführt zu sehen. S—tz.

**M. M. Harlachner:** Hydrographische Karte des Königreiches Böhmen. Publication der hydrographischen Kommission des Königreiches Böhmen. Hydrometrische Abtheilung Nr. 1.

Die vorliegende hydrographische Karte des Königreiches Böhmen ist die erste kartographische Veröffentlichung der hydrographischen Kommission des Königreiches Böhmen, welcher offenbar noch weitere folgen werden, die sich auf diese stützen sollen. Die aus der Originaleinzeichnung in die 38 Blätter der Specialkarte im Ausmaße von 1: 144000 auf einen Maßstab von 1: 500000 reducirte Karte enthält die Wasserscheiden und Flußgebiete unseres Heimathlandes, sowie ombrometrische Stationen und die Gewässer desselben, welche sich namentlich auf das obere Moldaugebiet bis Melnik, Elbegebiet bis Melnik und Elbegebiet von Melnik bis zur Landesgrenze concentriren, und in dieser Weise auch durch besondere Farben abgegrenzt sind. Es geht aus der Karte hervor, wie fast ausnahmslos die Nordsee die Wasser unserer Heimath empfängt, während das hier sich scheidende Gebiet der Ostsee und des schwarzen Meeres, dessen Wasserscheide um den Süden des Landes läuft, während jene im Riesengebirge liegt, nur sehr unbedeutende Zuflüsse erhält. Der Karte sind noch sehr genaue Flußgebietstabellen beigegeben, welche in □Kilometern und österr. □Meilen die Ausdehnung jedes einzelnen, sowie der Flußgebiete zusammen angeben. Wir erfahren auch hieraus, daß das Elbegebiet in Böhmen 48776 □Kilometer, fremde Flußgebiete nur 3188 □Kilometer umfassen. Die Karte eignet sich vermöge ihrer Größe sehr gut zu Unterrichtszwecken, und dürfte sammt den zugegebenen Tabellen ein wohl zu verwerthendes Lehrmittel sein. —be.

**Oswald Zingerle:** Friedrich von Sonnenburg. (Ältere Tirolische Dichter II. Band I. Heft). Innsbruck 1878.

Friedrich von Sonnenburg, oder wie es in den Handschriften heißt, Sunenburg, stammte aus einem Dienstmannengeschlechte der Benediktinerinnen-Abtei Sonnenburg (heute Sonnenburg) im Pusterthale in Tirol. Der Dichter hat sich aber wenig in seiner Heimat aufgehalten. Als Fahrender zog er durch die Lande: die größte Zeit seines Lebens verbrachte er in Baiern und in Böhmen. In Baiern treffen wir ihn zuerst um das Jahr 1247, in Böhmen war er noch unter der Regierung Wenzel I. Er preist in einem Spruche dessen Freigebigkeit und stellt ihn einem Kosbras und Saladin an die Seite. Ein zweites Mal finden wir ihn dann in Böhmen unter Ottokar II., dessen Kriegsthaten er dichterisch verherrlicht. Er hat sogar in Ottokars Begleitung den Feldzug gegen die Ungarn vom Jahre 1271 mitgemacht und die hervorragendsten Thaten dieses Krieges faßt er in einem Spruche zusammen. 'Ich war,' sagt er, 'mit dem König von Böhmen, als er 7 Wochen lang im Felde stand mit großer königlicher Pracht und da gegen 20 wohl besetzter Plätze gewann im Ungarlande. Ueber die Donau schlug er eine Brücke tausend Ellen lang, ohne daß die Ungarn es verhindern konnten. Acht andere Flüsse überbrückte er hernach noch und nahm Preßburg im Sturm mit tapferer Hand. Alten-

\*) Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß die Textirung der geologischen unterlegten topographischen Karte eine tschechische sei, in welcher eine Aenderung resp. Zufügung der deutschen Bezeichnung nicht thunlich war. D. Redaktion.

burg sah ich zu Wasser und zu Land mit Macht belagern\*), das reiche Misenburg brach er zum Ruhme seines hohen Namens, Burgen und Festen zerstörte er. Hernach jagte der unverzagte Held drei gute Stunden weit wohl 30tausend Mann hin in die Rabnitz: da ertranken von den Hunnen unendlich viele.' Später klagt der Dichter einmal, daß ihn eines Königs Za getäuscht habe, was wahrscheinlich auf Ottokar sich bezieht. Gleich nach der Wahl Rudolfs von Habsburg zum deutschen König ist er auf dessen Seite und sucht nach Kräften für dessen Ansehen zu wirken. Bald nach 1275 scheint er gestorben zu sein, wenigstens können wir seine dichterische Thätigkeit nicht weiter verfolgen.

Friedrich von Sunenburg ist nur Spruchdichter, hatte es aber als solcher in seiner Zeit zur Beliebtheit gebracht, so daß sein Name von späteren Dichtern noch öfter rühmend genannt wird. Er zeigt in seinen Sprüchen durchaus einen männlichen, ernstern Charakter und einen frommen Sinn. Der Inhalt seiner Sprüche ist sehr mannigfaltig. Er umfaßt alle die Gegenstände, die dem Spruch nur überhaupt zugänglich waren, aber er geht auch nicht über das Gewöhnliche hinaus. Neuheit und Originalität ist wenig bei ihm zu finden. In seinen späteren Jahren erst wendete er sich dem politischen Spruch zu und daneben treten dann die religiösen Stoffe mehr in den Vordergrund. Besonders hervorheben möchte ich eine Reihe von Sprüchen, in denen er die Welt vertheidigt: Gott hat sie gut geschaffen, böss sind in ihr nur die Sünden der Menschen. Alles Gute, das der Mensch hat, verdankt er der Welt, „sich der Welt abthun“ ist ganz unmöglich. Wenn er lobt, gebraucht er gern bildliche Anreden und allerhand oft weitherbeigeholte Epitheta, und ebenso tritt er, wo er tadeln, direkt den Angegriffenen entgegen und da steht ihm eine gewaltige Fülle von Scheltworten zu Gebote. Daß der Sprüche, die Freigebigkeit und Kargheit der Großen zum Thema haben, so viele sind, wollen wir ihm nicht allzu hoch anrechnen, es war ja die Sorge um die Existenz, die ihn dazu trieb.

Der Dichter verdiente im vollem Maße eine so eingehende Behandlung, wie sie ihm in der vorliegenden Ausgabe zu Theil geworden ist. D. Zingerle behandelt in einer sehr ausführlichen Einleitung 1. des Dichters Lebensverhältnisse; 2. seine Poesie; 3. Sprache und Stil. Ein 4. Abschnitt, Kunst überschrieben, erörtert die äußere Technik, ein 5. die handschriftliche Ueberlieferung. Reichliche Anmerkungen folgen dem Texte. Dr. W. Loischer.

### Historische Abhandlungen in den 1877 und 1878 herausgegebenen Programmen der deutsch-böhmischen Mittelschulen.

Die historischen Abhandlungen, welche 1876 in den Jahresberichten der deutsch-böhmischen Mittelschulen erschienen sind, habe ich im Jahrg. XV, III, S. 44 der literarischen Beilage besprochen, im vorigen Jahre unterblieb die Anzeige, ich gedenke sie nun wieder aufzunehmen.

1. F. Hübler: Constantin als Alleinherrscher. Seine Reformen (5. Jahresbericht des k. k. Oberreal-Gymnasiums in Reichenberg 1877). Die Arbeit ist eine Fortsetzung der in diesen Blättern (Jahrg. XV, III, S. 45) angezeigten Abhandlung: Die Reformen Diocletians und Constantius im römischen Reiche; in einem dritten Teile will der Verf. das Verhältnis der beiden Imperatoren zum Christen- und Heidentume untersuchen. Neue Ergebnisse liefert der Aufsatz nicht zu Tage, doch kann die Lectüre desselben für Schüler der Obergymnasialklassen immerhin nutzbringend sein.

2. J. Schwarz: Herzog Friedrich II., der Streitbare, von Osterreich, in seiner politischen Stellung zu den Hohenstaufen und Premysliden. II. Teil; 1236—1246. (Progr. des k. k. Obergymnasiums zu Saaz 1877.) Der erste Teil ist gleichfalls schon angezeigt worden. Im vor-

\*) Antwerpen (mhd. Wb. III, 588b., Lexer I, 83) ist von dem Herausgeber sonderbar mißverstanden worden.

liegenden zweiten Abschnitt führt uns der Verf. die gegen den Babenberger gebildete Liga vor: Wien fällt, der Herzog ist auf Wiener-Neustadt und etliche wenige Festen beschränkt. Der streitbare Friedrich ist aber nicht nur wacker auf dem Schlachtfelde, sondern auch ein gewandter Diplomat, er weiß seine Feinde zu trennen und söhnt sich mit diesem und jenem aus. Hierauf sehen wir den Herzog „in die kirchlich-staatlichen Parteikämpfe“ verwickelt, er tritt mit Entschiedenheit auf die Seite des hohenstaufischen Kaisers. In gedrängter Weise schildert der Verf. die Verdienste des Babenbergers um die europäische Kultur im Kampfe gegen die Mongolen und schließlich seinen Untergang in der Schlacht gegen die Ungarn. Man kann auch dieser Abhandlung den Vorwurf nicht ersparen, daß das Thema für eine Programmarbeit ein zu umfassendes ist und daß sie nur wenig Neues bringt; auch finden sich, wie z. B. Anm. 1, S. 7., Anm. 11, S. 17., manche kühne Hypothesen, welche einzig und allein auf den Grund dunkler oder solcher Stellen von Chronisten aufgebaut sind, in deren Wortlaut etwas hineingetragen wird, was der unbefangene Leser nicht findet. Der Kenner des Zeitabschnittes von 1246—1250 dürfte mit dem Verf. kaum übereinstimmen, daß die Curie schon im Jahre 1239 Gertrude „als die allein berechnigte Erbin des kinderlosen österreichischen Herzogs“ (S. 13) betrachtete. Erzbischof Eberhard von Salzburg wird S. 13 als ein „über den Parteileidenschaften stehender“ Mann bezeichnet; man braucht jedoch blos des Verf. Abhandlung zu lesen und man wird dieses Urteil als nicht zutreffend finden. Unter den „schlesischen Horden“ (S. 18) sind die aus Schlesien durch die Oberpforte nach Mähren eindringenden Mongolen zu verstehen.

3. F. Blumentritt: Der „Tratado anónimo“ über den Aufstand der Comuneros gegen K. Karl V. Aus dem Spanischen übersetzt und erläutert (12. Jahresber. der Comm.-Oberrealschule in Leitmeritz 1878). Der *Tratado anónimo* ist eine von einem Zeitgenossen Karls V. verfaßte Schrift, die im Manusk. erhalten ist, welches (wahrscheinlich nicht das Original sondern eine Copie) der Uebersetzer dem Prof. C. von Höfler verdankt. Die Uebertragung in das Deutsche nimmt 43 S. ein und ist in 27 Kapitel geteilt; daran schließt sich ein Anhang und ein Index. Der *Tratado*, eine wertvolle Quellschrift, fängt mit Karls Ankunft in Spanien, seiner Krönung, den ersten Cortes und dem Beginn der Unruhen an, erzählt von des Königs Regierungshandlungen bis zu seiner Abreise nach Deutschland, von dem Ausbruch des Bürgerkriegs bis zur Schlacht von Billalar (23. April 1521), der Hinrichtung Padillas und dem Zuge gegen die in das Land eingebrochenen Franzosen, welche in der Nähe von Pampelona besiegt werden. Die Einleitung und die Uebersetzung ist lesenswert und die der letzteren beigefügten Noten zeigen von einem eingehenden Studium in die Hilfsmittel, die dem Uebersetzer zu Gebote standen, unter welchen besonders die wertvollen Publicationen des Prof. von Höfler anzuführen sind. Die im Anhange mitgetheilten sechzehn Excurse dienen zum besseren Verständnis des *Tratado*. — Blumentritt spricht den Wunsch aus, daß wir Oesterreicher eine größere Aufmerksamkeit der spanischen Geschichte zuwenden sollten; wir fügen demselben die Hoffnung bei, daß ihm selbst die Muße und die Gelegenheit geboten werde, sich auf diesem Gebiete in ausgedehnterem Maße zu betätigen.

4. Dr. G. Burghause: Einleitung zu einer Geschichte des Baseler Friedens von 1795. (Progr. der vereinigten Commun.-Mittelschulen in Komotau, 1878.) Der Zweck dieser Schrift wird in der Anmerkung auf S. 1 mitgeteilt. Eine „Geschichte des Baseler Friedens von 1795“ heißt es daselbst, wird der Verf. im Laufe des Winters erscheinen lassen und bezweckt vorliegende Einleitung nichts anderes als den literarischen Stand der stark ventilirten Frage auch für mündere Eingeweihte klar zu legen. Neues Material bringt und will der Aufsatz nicht bringen, er legt den Standpunkt der „Gothaer Professorenpartei“ (eine bereits außer Uebung gekommene Bezeichnung) Sybels und Häußers, sodann der Vivienots und Hüffers zu der angedeuteten Frage dar. In Bezug auf dieselbe habe ich mich von jeher an das Horazische: *Niacos intra muros peccatur et extra* gehalten. Wenn der Verf. aber bemerkt, „daß er sich gegen Sybel desselben polemischen Tones beflissen hat (an welchem er wahrscheinlich auch in seiner zu er-

wartenden Schrift festhalten wird), welchen dieser selbst mit Ausschluß gefelliger Höflichkeit gegen seine literarischen Gegner gebraucht — um mit gleichen Waffen bekämpft zu werden, kann nur billig sein!": Dann möchte ich denn doch dem Verf. zu bedenken geben, daß es nicht blos auf die gleichen Waffen, sondern hauptsächlich auch auf die Geschicklichkeit ankommt, mit welcher man sie führt.

5. Dr. S. Wenzel: Veränderungen der Karte Europas seit dem Jahre 1815. (17. Progr. der I. deutschen Staats-Ober-Realschule in Prag, 1878.) In der Einleitung werden die politischen Zustände nach 1815 besprochen, sodann kommt der Verf. auf die staatlichen Veränderungen zu reden. Der Reihe nach werden abgehandelt: Griechenland, Belgien, der Anfall Nichtenbergs an Preußen, Krakaus an Oesterreich, die kleineren Besitzwechsel in Italien, der Abfall Neuenburgs von Preußen, die preussische Erwerbung Hohenzollerns und des Zahdebusens, die Vereinigung eines Teils von Bessarabien mit dem Fürstentume Moldau, der Lombardei, Modenas, Parmas, Toskanas und der Romagna mit Sardinien, Savoyens und Nizzas mit Frankreich, Siciliens, Neapels, Umbriens und der Marken mit dem Königreich Italien, die Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark, die Vereinigung der jonischen Inseln mit Griechenland, Lauenburgs, sodann Schleswig-Holsteins, Hannovers, Kurhessens, Nassaus, Frankfurts am Main und Teile von Baierns mit Preußen, Veneziens mit Italien, des Elsasses und Deutschlothringens mit Deutschland, Roms und des Restes des Kirchenstaates mit Italien. Den Schluß bildet der „Staatenbildungen auf der Balkanhalbinsel“ überschriebene Abschnitt. Die Lectüre dieser 52 Seiten umfassenden Abhandlung ist Schülern der obersten Klassen der Mittelschulen zu empfehlen.

6. A. Milan: Karls IV erster Römerzug im Anschlusse an dessen Beziehungen zu Italien und den Päpsten Clemens VI und Innocenz VI (1. Jahresber. der k. k. deutschen Unterrealschule in Karolinental. 1877). — Der Verf. hat auf dem engen Raume von 44 Seiten dasselbe Thema bearbeitet, welches Dr. Wernuth in zwei Werken, welche oben angeführt wurden, auf die ausführlichste Weise behandelte. Wie nicht anders zu erwarten, drängen die ein Jahr später veröffentlichten, mit dem ganzen gelehrten Apparate eines tüchtig geschulten Historikers ausgestatteten Publicationen Wernuths die ihrer ganzen Anlage nach in bescheideneren Grenzen sich bewegende Abhandlung Milans in den Hintergrund. Trotzdem hat auch sie ihre Verdienste und ist lesenswert. Der Verf. hat nicht nur die einschlägigen neueren Werke von Leo, Eugenheim und Gregorovius, von Papencordt und Friedjung, von Sichel und Palm zu Rate gezogen, sondern auch die Huberschen Regesten, den Codex diplom. von Theiner, die Annales eccles. von Raynald und Bzovius, sodann den Florentiner Villani und die von Muratori herausgegebenen Chroniken, sofern sie den Römerzug Karls berühren, ziemlich sorgfältig benützt. Im ersten Teil gibt uns der Verf. einen Einblick in die politischen Verhältnisse Italiens vor dem Römerzug, in die Politik Clemens VI, in die Verhandlungen des deutschen Königs mit Florenz; der zweite Abschnitt begleitet den Lützelburger auf seinem Zug nach Rom, zur Kaiserkrönung, und zurück nach Pisa, nach Pietra Santa und in die Heimat.

7. A. Paudler: Studien zur nordböhmischen Specialgeschichte. (Progr. des k. k. Gymn. zu B. Leipa, 1878.) Von der vorhergehenden Abhandlung abgesehen, welche blos insofern die Geschichte Böhmens berührt, als sie einen Herrscher dieses Landes in seinen auswärtigen Verhältnissen zum Gegenstand hat, ist die Paudlersche Arbeit die erste, welche sich auf heimischem Boden bewegt. Und doch bieten, wie ich schon wiederholt bemerkte, die Specialgeschichte der Städte und Umgebung, in welchen die Historiker unserer Mittelschulen sesshaft sind, sicherlich das ergiebigste und dankbarste Feld für geschichtliche Forschungen. Warum werden aber von unseren jungen Historikern für die Programmarbeiten gerade entferntere Themen mit Vorliebe gewählt, für die ein in einer kleineren Stadt wohnender Lehrer die notwendigsten Hilfsmittel nur mit Not austreiben kann? Die Mehrzahl der Programmabhandlungen sind eben, man sieht es ihnen auf den ersten Blick an, die nach einem gegebenen Thema gelieferten Staatsprüfungsarbeiten. Ich würde gegen ihre Veröffentlichung nichts einwenden, wenn damit unsere Geschichts-

Lehrer an den Mittelschulen zu selbstständigen Forschungen angereizt würden. Doch gehen wir zu der vorliegenden Publication über, sie bringt uns erstlich urkundliche Nachrichten und Auszüge, darunter eine Urkunde der Herzogin von Friedland vom 8. Sept. 1651, eine Sitten- und Polizeiordnung für Böhmen-Kamnitz von 1569 u. s. f.; sodann bespricht sie die Lage einiger eingegangener Dörfer und Burgen, so z. B. des Pfarldorfes Mnichow, der Burgen Klingenstein und Trenow, und teilt endlich kürzere und längere Notizen über einige Ritter und Edle mit. Wenn auch manche Resultate seiner Arbeit sich vor dem Richterstuhl einer späteren gründlichen Forschung nicht in ihrem ganzen Umfange behaupten sollten, so wird doch seine Arbeit stets eine verdienstliche bleiben und von einem künftigen Specialhistoriker des nordböhmischen Gebietes mit Dank aufgenommen werden.

8. H. Klučak: Geschichte des Leitmeritzer Gymnasiums, II. Teil, von 1851—1876 (Jahresber. des k. k. Gymnas. zu Leitmeritz 1878). Diese und die folgenden Publicationen behandeln die Geschichte einzelner Mittelschulen. Was in diesen Blättern (Jahrg. XVI., IV., S. 63) von dem ersten Teil der Klučakschen Arbeit gesagt wurde, gilt auch von den vorliegenden Zeilen. Sie ist eine durchaus tüchtige, die uns ein klares Bild von der segensreichen Tätigkeit der Lehranstalt gibt. Von 1850/1 bis 1875/6 stellt der Verfasser Jahr für Jahr die Aenderungen im Lehrkörper, die hervorragenden Ereignisse, die Frequenz der Schule und die Zahl der Abiturienten zusammen. Zum Jahre 1861/2 ist bemerkenswert, daß das Gymnasium zwar in seiner bisherigen Eigenschaft als deutsches belassen wurde, daß aber anlässlich der Erledigung des Lectionsplanes für dieses Schuljahr „mit Rücksicht auf die Anzahl der an der Anstalt studierenden Schüler böhmischer Muttersprache mehrere Anordnungen getroffen wurden, die schon unmittelbar den deutschen Charakter des Unterrichtes wesentlich alterirten und in ihren Consequenzen leicht zu einer faktischen Utraquisirung der Anstalt hätten führen können.“ Bezüglich des Religionsunterrichtes meinte nämlich die obere Schulbehörde, daß der Gebrauch beider Landessprachen im Interesse des Unterrichtes liege und „die gleichzeitige Benützung von deutschen und böhmischen Lehrbüchern keinem Anstande unterliege“; auch habe der Lehrkörper Schüler böhmischer Zunge nicht nur nicht zu hindern, sondern sie selbst zu veranlassen über die in deutscher Sprache vorgetragene Gegenstände in der Muttersprache Rede und Antwort zu stehen. Gegen diese Anordnungen, welche eine tiefe pädagogische Weisheit wol kaum an den Tag legen, sträubten sich die Vertretungskörper von sieben nordböhmischen Städten; auch der Lehrkörper erhob dagegen seine Vorstellungen und der Ministerial-Erlaß vom 28. Jänner 1862 brachte die Entscheidung, daß die deutsche Sprache die ausschließliche Unterrichtssprache zu verbleiben habe.

9. B. Bayerl: Zur Geschichte des k. k. Gymnasiums in Pilsen II. (Progr. des k. k. Gymn. zu Pilsen, 1878). Der erste Teil ist 1876 erschienen und von mir angezeigt worden; der zweite schließt sich jenem würdig an. Der Abt des Prämonstratenserstiftes Chrysoptom. Pfrogner erklärte sich 1802 bereit die Schule mit Mitgliedern seines Ordens zu besetzen, was unterm 7. Jänner 1804 mit besonderem Wohlgefallen genehmigt wurde. Da seitdem die Lehranstalt im Zusammenhange steht mit dem Tepler Stiftsgymnasium der früheren Jahrhunderte, so fügt der Verfasser seiner verdienstlichen Arbeit einige Bemerkungen (S. 4—13) über dasselbe an. Hierauf geht er wieder zur Schule in Pilsen über, deren Geschichte unter der Leitung der Prämonstratenser er bis 1832 behandelt.

10. J. Deil: Geschichte des Prager Neustädter Gymnasiums (Progr. des k. k. deutschen Gymnas. zu Prag-Neustadt, 1878). — Die Lehranstalt feierte 1878 ihren einhundertjährigen Bestand; diesem Anlasse verdankt die Arbeit ihren Ursprung. Das Material, welches dem Verfasser zu Gebote stand, ist kein besonders umfangreiches, er hat dasselbe auch nicht genug verarbeitet. Im ersten Teil (S. 1—18) findet man etliche Notizen über einige Persönlichkeiten, die um das Piarskengymnasium, welches 1874 in die unmittelbare Verwaltung des Staates übergieng, sich verdient gemacht haben; der statistische Teil umfaßt 12 Seiten.

11. Dr. J. Diviš: Die Elbogner Mittelschule in ihrem 25jähr. Bestande (Progr. des Comm. Realgymnasiums mit Oberrealschulclassen in Elbogen, 1877). Die Arbeit bespricht erstens die Gründung und Organisation der Schule, führt sodann die Lehrkräfte an, die an derselben tätig waren, und geht schließlich zu den Schülern über.

Dr. G. Biermann.

### Vom Büchertische der schönen Literatur.

Eine Revue über die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der belletristischen Literatur ist zum letztenmale in diesen Blättern im III. Hefte des XV. Jahrganges aus der Feder des weil. R. B. R. v. Hansgirk erschienen. Mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hat der Verstorbene in seinen periodischen Anzeigen die Erzeugnisse der heimatischen Muse verbucht und mit unverkennbarer Freude ein uneingeschränktes Lob verkündet, wenn er irgend eine vollendete poetische Schöpfung verzeichnen konnte, die die Leistungen deutschböhmischer Dichter auch außerhalb der Gränzen unseres engeren Vaterlandes zur Anerkennung bringen mußte. Und das geschah nicht selten; denn wir zählen manchen Dichter und Schriftsteller zu unseren Landesjöhnen, und so manches junge Talent reckte seine Flügel mit kraftverrathendem Schwunge! Hat da nun Hansgirk so gerne Anerkennung gezollt, wo er konnte, und in seiner periodischen Rückschau ein gedrängtes Bild entworfen von den Bestrebungen und Erfolgen der poetischen Thätigkeit unserer Stammesgenossen in Böhmen, so würde es fast als Unrecht erscheinen, wenn nach dem Tode desselben diese periodischen Revuen über das Gebiet der schönen Literatur in diesen Blättern entfallen sollten. Darum sei heute in dieser Rubrik das verlassene Erbe Hansgirk's angetreten, und in Zukunft sollen an dieser Stelle dem Leserkreise der „Mittheilungen“ die Musenkinder der Heimat vorgeführt werden.

Lassen wir der Lyrik den Vortritt.

Um der nunmehr verewigten Prof. Dr. v. Volkmann sammelte sich vor Jahren jeden Dienstag eine kleine Gesellschaft, zumeist aus seinen Hörern bestehend, welche den Namen „Dienstagstränzchen“ führte. Selbst poetisch hoch begabt und in dieser Richtung thätig, verstand es der feinsühlige Volkmann, die auserlesene Schar für alles Werthvolle im Gebiete der schönen Literatur zu interessieren, und der darüber gepflogene Gedankenaustausch mag wohl Einzelne zu eigener Produktion angeregt haben. Ein besonderer Weisetag für das „Dienstagstränzchen“ war Schiller's Sterbetag, an welchem die Gesellschaft einen Ausflug nach Kuchelbad machte, um daselbst, den Göttinger Hainbündlern nicht unähnlich, im Schatten einer Eiche das Andenken des Sängers des „Tell“ in einfacher, sinniger Weise zu feiern. Hierbei durfte ein Prolog nicht fehlen, und sobald die Frage nach einem solchen ventilirt wurde, zog ihn auch schon Einer fertig aus der Tasche. Das „Dienstagstränzchen“ ist seither verwelkt, und seine Mitglieder sind wie lose Blätter nach verschiedenen Richtungen zerstreut. Eine theuere Erinnerung und liebe Grüße an jene verklungenen Zeiten mag ihnen später das Büchlein gebracht haben, das 1872 unter dem Titel „Dichtergrüße aus Nordböhmen“ erschien; denn der anonyme Verfasser desselben war ja der Dichter jener Prologe, der erst kürzlich mit offenem Bistire die literarische Arena betrat und eine zweite, vermehrte Auflage der „Dichtergrüße“ als „Gedichte“ (1879 Prag, J. G. Calve) unter seinem Namen Dr. Leo Nagel erscheinen ließ. Das 282 Seiten zählende Buch verräth in den nicht selten durch glatte, fließende Form sich auszeichnenden Liedern warmes Gefühl und tiefe Empfindung des Dichters; besonders frisch und innig muthen die „Waldlieder“ an, die einen zarten Ton anschlagen und welche die dem ächten Dichtergemüthe in ewigem Jugendreize sich offenbarenden Wunder und Geheimnisse des Waldes variiren. Ansprechend sind einige der „Seelieder aus Italien“, denen allerdings die auf heimischem Boden gesungenen Weisen vorzuziehen sind. Dagegen finden sich in den „Rosen Blättern“, womit die „Dichtergrüße“ vermehrt

wurden, viele wirklich prächtige Stimmungsbilder, in denen der Verfasser mit frischer Ursprünglichkeit die mannigfaltigen Eindrücke wiedergibt, welche er auf seiner Reise durch die deutschen Lande, Schweden, Schweiz u. s. w. empfangen. Aus den Sonetten, welche südländisches Reimschema, einige Freiheiten in der Reimverschlingung nicht gerechnet, Nagel gewandt handhabt, verdient jenes „In W. v. Volkmann's Stammbuch“ und jenes „Meiner Mutter“ hervorgehoben zu werden. Als gelungen müssen einige der „Sinngedichte“ bezeichnet werden; nur liefert die hiebei benutzte Form einen neuerlichen Beweis, welche Meisterschaft die Anwendung des Distichons im Deutschen voraussetzt. Das Reinerträgnis des Buches ist der juridischen Witwen- und Waisensocietät in Prag gewidmet.

Gedichte für Schule und Haus zur Förderung der Sprach- und Gemüthsbildung und Vaterlandsliebe. Herausgegeben von Ant. Wiede. (Reichenberg 1879, Franz Janasch.)

Vorliegende Anthologie zerfällt, entsprechend den untern, mittleren und höheren Klassen der Volksschule, in drei Theile und präcisirt ihre Absicht in dem ausführlich angegebenen Titel. Herausgeber betont eindringlich die Wichtigkeit der Pflege der Declamation schon in der Volksschule und hegt die Anschauung, daß die wenigen in Oesterreich erschienenen und bekannten Sammlungen von Vortragsstücken zu hoch greifen und in der Volksschule nicht die gewünschte Verwendung finden können. Diesem empfindlichen Mangel glaubt er nun mit seinem Buche abgeholfen zu haben, das ein Magazin sein soll, aus welchem man zum Vortrag geeignete Stücke entnehmen kann. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob der beklagte Mangel thatsächlich existire; verhält es sich wirklich so, dann wird auch Wiede's Buch diesem Uebelstande durchaus nicht abhelfen. Die Wahl der Stücke spricht dagegen. Während wir unsere großen Dichter nur spärlich vertreten finden, wimmelt es von solchen zweiter, dritter und xter Größe, deren Proben die oben ausgesprochene Absicht der Anthologie nicht verwirklichen können. Oder sind Gedichte mit Stellen, wie „Ich.. geh' in's Bett hinein“ (Nro 2.), „Daß du auch an mich gedenkst“ (Nro. 4.); „... ohne ihr“ (Nro 41.), „... ihm lehren“ (Nr. 224.),

„Es flog ein Herr vom Koffe  
Und ritt zu einem Schlosse.“ (Nr. 121.),

wol darnach angethan, zur Sprachbildung beizutragen, ganz abgesehen davon, daß selbst der tüchtigste Circusreiter vom letzteren Kunststücke sich schwerlich eine Vorstellung machen dürfte, geschweige denn ein Kind? Sehr erbanlich müßte auch die Declamation von Stücken klingen im Genre von Nro 45., das an die Zumpt'schen Genusregeln in der lateinischen Grammatik gemahnt. Mit der Gemüthsbildung ist es auch nicht weit her; Stücke, wie Nro. 213, das dem Kinde ein vollständiges Schimpflexikon geläufig macht, oder 219 und 220, „die Stotterer“ von Castelli, eignen sich ganz gut zum Vortrage in einer Gesellschaft von Erwachsenen, keineswegs aber, aus pädagogischen Gründe, für die Volksschule, und es wäre in der That traurig, wenn sich nichts Anderes auftreiben ließe, um den Frohsinn und die Heiterkeit der Kleinen anzuregen. Auch gegen die gelehrten Noten ließe sich mancherlei einwenden; und wenn sich Herausgeber nun einmal bemüht sieht, Erklärungen zu geben, wie „fabricirt“ = erzeugt (Nr. 217.), „Knappe“ = ein junger Adeliger (Nr. 67.), oder „Kometen“ = Schweif- oder Haarsterne (Nr. 198.), diese schon in der 3., also für die höheren Klassen bestimmte Abtheilung: so wäre eine genauere Erläuterung des Wortes „Stint“ als jene = eine Art Fisch (Nr. 213.) erwünscht. Und warum bleibt gar in Nro. 144. der 2. Abthlg. eine Erklärung des durchschossenen Wortes ganz weg:

„Der Hirtenknabe Korridon,  
der nie den Buffon las . . .“

Sollte etwa der Herausgeber das hiemit Gemeinte — bei Kindern der Volksschule als bekannt voraussetzen? Vorliegende Anthologie dürfte den Verehrern Uhland's und Schillers willkommen sein, weil sie mehrere, jedenfalls gut gemeinte Correcturen (!) der lieben Schwaben (Nr. 63 u. 246.) bringt. —



Anspruchlos und bescheiden tritt ein anderes Büchlein auf, das Lyrisches und Episches zugleich enthält:

Bade-Almanach von Bad Neudorf (bei Mies). Von G. A. Kessel. (Leitschen an der Elbe 1878.)

Das Büchlein soll nach dem Plane des Herausgebers den Anfang zu einem alljährlich wiederkehrenden Werke bilden und das Material für die einstige Geschichte des Curortes sammeln. Der Abschnitt „Die Cursaison 1878“ constatirt ziffermäßig den Aufschwung Neudorfs, das Stahlquellen und Moorbäder besitzt. Recht verdienstlich und namentlich für den Curgast als Wegweiser nützlich und interessant, ist der skizzirte Aufsatz über die etwa eine Stunde von Neudorf entfernte „Ruine Schwamberg“, welche bis zum 7. Feber 1644 ein stattliches Schloß und Sitz eines der angesehensten Herrengeschlechter Böhmens war. Dem alten Herkommen und wol auch allen Erwartungen Rechnung tragend finden sich im „Bade-Almanach“ nebst einigen Abbildungen auch poetische Beiträge, von denen das Stücklein „Aus der humoristischen Mappe“ seinem Werthe nach mit vollem Rechte den Platz verdient, der ihm im Büchlein gegönnt ist, nämlich den — letzten.

Eine weitere Novität betitelt sich „Stimmungsbilder aus der Schweiz“ (Prag 1878) und hat Dr. Ed. Popper zum Verfasser. Sie reproduciren die Eindrücke, welche Popper als Heidelberger Student im Jahre 1869 während einer Reise durch das Land Tell's in sich aufgenommen und welche er nach neun Jahren — eingedenk des Horazischen „nonum prematur in annum“ — veröffentlicht. Verfasser versteht mit frischen Farben zu malen und die großartigen Bilder der Alpenwelt mit ansprechender Staffage zu beleben, und gerne überläßt sich der Leser seiner Führung, um unter angenehmer, feinstylisirter Unterhaltung die Schweiz zu durchziehen, bei Schaffhausen am Rheinfall bewundernd Halt zu machen, dann vom Rigi aus den Sonnenaufgang anzustauen, ohne sich in diesem Genuße von den Annectionsgelüsten Kollárs stören zu lassen, der den Rigi als vom slavischen rig = roh (Horn) abstammend als Landsmann des Jizkabergeres und des Rip proclamirt. Nachdem man die schönsten Seen durchfahren und die blühendsten Städte mit allen ihren Sehenswürdigkeiten besucht, scheidet man mit einem wehmüthigen Gruße von dem Lande der Freiheit, dessen Wächter, die Alpenriesen, dem Scheidenden noch ein „fare well“ zuwinken.

„Mährchen-Buch von Wilhelmine Wiedovský, herausgegeben vom „Deutschen pädagogischen Verein in Prag.“ (Prag 1879.) Die Frau Verfasserin kehrt bei dem Mährchen zunächst dessen pädagogische Aufgabe hervor, und von der Ansicht geleitet, diese bestehe darin, die in's schrankenlose schweifende Phantasie des Kindes in die Grenzen des Guten, Wahren und Schönen zu bannen, unternahm sie es, in ihrem Buche 24 Mährchen in selbständiger Bearbeitung für die Kinderstube zusammenzustellen. Daß bei jeder Bearbeitung dem Ursprünglich-Frischen, dem Kindlich-Einfachen und Naiv-Schönen mannigfach Abbruch geschieht und überhaupt der dem Mährchen eigentümliche Reiz abgestreift wird, ist wol nicht erst zu erwähnen. Aber trotzdem wird dieses Buch, das sich einer netten Ausstattung erfreut, den Kindern eine sehr willkommene Gabe sein, und sein Inhalt möge „nähren unmittelbar wie die Milch, mild und lieblich, oder wie Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere . . .“

Die kostbarste Gabe auf unserem Büchertische sind unstreitig K. E. v. Ebert's „Poetische Werke“ in 7 Bd., über welche eine eingehende Würdigung für die nächste „literarische Beilage“ bereit liegt. (Fortsetzung folgt.)

Otto Lohr.

### Unbefangene Geschichtsforschung.

In einem mir gestern aus Prag — ich weiß noch jetzt nicht, ob von befreundeter oder feindlicher Seite — zugesandten Couvert befindet sich ein Feuilletonausschnitt eines tschechischen,

in deutscher Sprache geschriebenen Blattes, in welchem unter dem obigen Titel auch meiner Wenigkeit gedacht wird. In welcher Weise können sich unsere Leser, denen die „edle“ Jagd auf unseren verstorbenen Freund Pangerl noch bekannt ist, lebhaft vorstellen. Nun die Sache ist diesmal nicht so arg, denn noch niemals ist der überkritischen Nase jenes Herrn, der in der Prager Universitätsbibliothek — Handschriften lieft<sup>1)</sup>, übler mitgespielt worden, als durch seine eigenen Zeilen. Doch hören wir ihn: „Weiter sagt H. Loserth, daß seine Ansicht eine nahezu urkundliche Bestätigung dadurch erhält, daß eine Handschrift den Rankonis ausdrücklich als Ad. Rankonis de Heituno bezeichnet. Und dieses Heituno soll nach H. Loserth nichts Anderes als Haid sein! Der Herr Professor ist hier zum Opfer eines argen Schreibfehlers geworden. Er hat nämlich jene Handschrift nicht gesehen, sondern beruft sich auf Schulte. (Kanon. Handschriften S. 47.) Schulte hat aber die Handschrift auch nicht gesehen, sondern beruft sich wieder auf Balbin, welcher den Namen de Heituno gefunden haben soll. Sehen wir uns nun die betreffende Stelle bei Balbin selbst an — daß dies H. Loserth nicht gethan hat (!so!), ist geradezu unbegreiflich — so lesen wir wirklich im 3. Theile seiner Bohemia docta auf S. 197 die Beschreibung eines Codex, in welchem wirklich jene Abhandlung unseres Rankonis enthalten ist, aber von einem Heituno ist hier keine Spur, sondern auch hier steht „de Ericino.“ So steht beim H. Loserth eine nahezu urkundliche Bestätigung aus; es ist ein sprechender Beweis von des Herrn Professors Gründlichkeit“ . . . So weit der Kritikus des Handschriftenzimmers der Prager Universitätsbibliothek. Armer Loserth! Ist dir noch nicht „malerbüchertlich“ zu Muth? Nun denn, ich habe den Balbin nicht gelesen, nämlich wolverstanden — jenen nicht, den der Kritikus gelesen hat. Zum Unglück für den letzteren besitze ich selbst einen Balbin; — wenn es den Kritikus, der doch allem auf die Spur kommt, interessirt, so kann ich ihm sagen: Ein Prager Freund hat mir denselben geschenkt. Dieser enthält im 2. Theil pag. 98 die rüchende Stelle: Tractatus Magistri Adalberti de communione, qui incipit: Clarissimo etc. . . Adalbertus Rankonis de Heituno indignus etc. Diesen Rankonis de Heituno haben neben meinen beiden, vielleicht etwas kurzächtigen Augen auch die Schultes gesehen. Wenn man boshaft sein wollte und Retourkutschchen erlaubit wären, so könnte man sagen: Es ist dies ein sprechender Beweis von des Kritikus Gründlichkeit. Nun und von einigen andern Dingen, die der genannte Artikel noch enthält, will ich erst gar nicht reden: da einmal die Pariser Universitätsbücher den Rankonis de Ericinio zum Jahre 1348 und 1355 als Magister anführen, er dann später in Prag lebte und nachher von Johann von Senzenstein in Paris gefunden wurde, so muß er doch dahin zurückgekehrt sein, und daß ihn dort Senzenstein getroffen, und daß er einmal zum Widerruf genötigt war, das schien uns und scheint uns die Hauptsache unbekümmert darum ob der Widerruf bei seiner ersten Vorlesung überhaupt oder nach Wiederaufnahme der Vorlesungen erfolgte. Widerrufsen hat er doch. Ich halte ein, der Kritikus hat mir versprochen, meinen Arbeiten in Zukunft recht genau zuzusehen. Nun das kann ihnen speciell und der Wissenschaft im Allgemeinen nur zu Gute kommen; wenn es aber dann ab und zu vorkommen sollte, daß Jemand hereinfällt, so wird sich wohl wie diesmal herausstellen, daß nicht ich es bin, der sich wehe thut. Den verehrlichen Lesern dieser Zeitschrift wird diese Probe von gewissen Angriffen, welchen ehrliche Arbeiten ausgesetzt sind, genügen, sie werden mich daher der Verpflichtung entbinden, in allen jenen von dem Kritikus ins Auge gefaßten Zukunftsfällen neuerdings ums Wort zu bitten. Und damit sage ich meinem freundlichen Kritikus Adieu.

Czernowitz am 10. Februar 1879.

J. Loserth.

<sup>1)</sup> Für diesen Fall rathe ich den Herren, keine Proben ihrer Lesekunst in den Handschriften liegen zu lassen. Ich könnte da auch etwas erzählen, wenn ich die „Flohhaß“ für besonders geistreich halten würde.

## Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

# Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVII. Jahrg.

IV.

1878/79.

**Dr. Franz Kroneš.** Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit. I.—IV. Band; Berlin 1876—79.

Die ersten 14 Lieferungen (Band I. und II.) dieses Werkes habe ich im Jahrgang XV. S. 13. und XVI. 1. S. 12. der „Literarischen Beilage zu den Mittheilungen“ angezeigt, die vorliegenden Lieferungen 15—28 bilden den III. und IV. Band, mit ihnen ist das Handbuch zum Abschluße gelangt. Es liegt uns nun ein Werk vor, das auf tiefen und gewissenhaften Studien aufgebaut, die Geschichte unseres Vaterlandes von den Anfängen bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt in einer Weise behandelt, welche nicht nur das Interesse des Historikers vom Fache, sondern die lebhafteste Teilnahme jedes wahrhaft Gebildeten in Anspruch nehmen wird.

Den Lesern dieser Blätter ist gewiß erinnerlich, daß Kroneš seine Geschichte Oesterreichs in Bücher einteilt. Der III. Band umfaßt das 12. bis zum 17. Buch. Das 12. behandelt das innere Staatsleben vom Schluße des 10. Jahrhunderts bis 1526, es sollte also eigentlich noch dem II. Bande einverleibt sein. Der geehrte Verfasser zeichnet uns die Grundzüge der Verfassungs-, Rechts- und Kulturgeschichte der deutschen, böhmischen und ungarischen Ländergruppe. Aus dem großen bairischen Stammherzogthume scheiden zuerst Kärnten, Krain und Istrien, dann Oesterreich und Steiermark. Bei der Erörterung des Maßes der reichs-ämtlichen und landesfürstlichen Gewalt in den einzelnen Ländern werden jene allgemeinen Rechtsfazungen angeführt, die auch für die deutschen Erbländer maßgebend sind, hierauf kommen die Freiheitsbriefe für Oesterreich und die andern Alpenländer, endlich die landrechtlichen Fazungen und Landhandfesten an die Reihe. Die Weistümer oder Panteidinge und die Stadtrechte werden berührt, die Entwicklung der Territorialverhältnisse, des Verwaltungsorganismus und des Ständewesens dargelegt und das mittelalterliche Judentum und Judenrecht berücksichtigt. In der Skizze, welche der Verfasser über das materielle und geistige Kulturleben Deutsch-Oesterreichs im Mittelalter entwirft, wird ganz richtig bemerkt, daß das Romanen- und Slaventum in den gänzlich deutsch gewordenen Gebieten nicht im blutigen Racenkampfe erlag, sondern von dem Deutschtume allgemach aufgesogen wurde. Bergbau und Handel nahmen einen mächtigen Aufschwung, das Gewerbe war blühend. Der Anteil der geistlichen Orden an der geistigen Kultur und der Anteil der österreichischen Länder an dem höfischen und am Meistersergefange wird gebührend gewürdigt. — Bezüglich der böh-

mischen Ländergruppe wird die Stellung Böhmens zum deutschen Reiche als die eines Lehens gekennzeichnet, es erscheint aber begreiflich, daß das Königreich in seiner national-politischen, besonders seit den Hussitenkriegen geschärften Sonderstellung von der 1512 begründeten Kreisordnung Deutschlands ausgeschlossen wird, und diese Sonderstellung festzuhalten lag dann im Interesse Habsburgs als Inhaber der böhmischen Krone. Die staatsrechtliche Stellung Mährens zu Böhmen ist eine autonome in der Form einer Personalunion. Für das staatsrechtliche Verhältnis Schlesiens zu Böhmen sind die Jahre 1327, 1329 und 1348 bedeutend. Der Luxemburgische Böhmenstaat trägt weit mehr das Gepräge der personalen als der realen Union an sich. Der Raumangel verbietet mir, der Rechtsdenkmäler Böhmens, Mährens und Schlesiens, der ältesten gemeinslavischen Territorialverfassung, der Entwicklung des Ständewesens, der wichtigen deutschen Ansiedlungen zu gedenken, ich will blos anführen, daß Krones die mittelalterlichen Kulturepochen insbesondere Böhmens folgendermaßen gliedert, die erste bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts, die folgende endigt mit den Tagen Karls IV., die letzte mit 1526. „Über die Aufzeichnungen slavischer Epik und Lyrik läßt sich, wie der Verfasser sagt, kein sicheres Urteil fällen, da die Echtheit des Bruchstücks vom Berichte Libussas und die Königinhofer Handschrift noch immer nicht gegen schwerwiegende Angriffe erfolgreich verteidigt und erwiesen werden konnte.“ Seit Wenzel I. und Ottokar II. ist der Königshof Böhmens eine heimische Stätte deutschen Minnegefangens und deutscher Epik; die nationale Reaction bleibt nicht aus. Eine Versöhnung der national-politischen Erregungen mit den Interessen der Herrschaft und des Landes bewirkt Karl IV., unter welchem das mittelalterliche Kulturleben Böhmens sein goldenes Zeitalter feiert. Diese Errungenschaften verfallen in der dritten Kulturepoche. Selbst wenn man, um mit dem Verfasser zu reden, sich bemüht, den czechisch-nationalen Standpunkt einzunehmen und die gewaltige Kraft Böhmens in den Hussitenkriegen, den mächtigen Aufschwung slavischen Wesens in Gesinnung, Brauch und Sitte anerkennt, muß man doch den Preis viel zu hoch finden, um den dies Alles erkauft wurde. Der starke Niedergang des materiellen Wohlstandes, die Schwächung des Bürgertums in seinen Lebenskräften, die spätere Verflechtung des Bauers und dem gegenüber die Schrankenlosigkeit feudaler Standesansprüche, die Verrohung des Lebens, das Aufgehen aller geistigen Kräfte im Glaubensstreite und Gezänke, geht Hand in Hand mit dem unseligen Nationalhass zwischen Slaven und Deutschen. Die Cechisirung der Vororte Böhmens, die Prager Altstadt an der Spitze, war weder in materieller noch in geistiger Beziehung ein Gewinn. — Auch die ungarische Ländergruppe (mit Einschluß Dalmatiens) wird von dem Verfasser in ähnlicher Weise geschildert; er erörtert die Geschichte der Verfassung und die äußeren Rechtsverhältnisse, sodann die Kulturepochen, deren erste er mit Ladislaus I., die zweite mit dem Mongoleneinfalle, die dritte mit Ludwig dem Großen, die vierte mit Mathias Corvinus schließt, die letzte umfaßt die unerquicklichen Tage der Jagellonen.

Das folgende Buch behandelt die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II., es gibt uns einen Abriß über die Machtverhältnisse Europas und den allgemeinen Gang der Habsburgischen Politik bis zum schmalkaldischen Krieg, es schildert die Erwerbung der Kronen von Böhmen und Ungarn, den Kampf um das letztere bis zum Frieden von Großwardein und den schmalkaldischen Krieg. Dieser wurde für Böhmen folgenreich; 26 Städte, 25 Herren und Ritter werden an ihrem Grundbesitz gebüßt, der Wert der confiszirten Güter beträgt zehn Millionen Gulden unseres Geldes; das landesfürstliche Princip siegt durchgreifend über das ständische. An den Abschnitt Martinuzzi und die ungarisch-siebenbürgische Frage schließt sich eine Skizze über die Verbreitung des Luthertums und des Calvinismus in Ungarn. Dem Kaiser Ferdinand I., keine ungewöhnlich große Erscheinung, aber eine geschichtliche Persönlichkeit, die man verstehen und achten lernt, folgt Maximilian II., an dem die Reformation zwar keinen entscheidenden werktätigen Gönner aber einen bestgeneigten Freund besaß, dessen religiöse Überzeugungen zeit- lebens von politischen Bedenken und Entschlüssen durchkreuzt wurden.

Im 14. Buch werden uns die Zeiten Rudolfs II. und Mathias vorgeführt, ein unerquicklicher Teil der Geschichte Habsburgs. Rudolf, ein Fremdling in den Angelegenheiten seiner Länder und des deutschen Reiches, stand den Bedürfnissen der Zeit, des Staates und seiner Völker ohne Verständnis gegenüber, immer kühner hoben die Stände ihr Haupt, die siebenbürgisch-ungarischen Zustände äußern ihre Wirkung auf die andern Provinzen, welche nach und nach der kraftlosen Herrscherhand entwunden werden. Daneben läuft die von den zwei Habsburgern der steirischen Linien in Angriff genommene und durchgeführte Gegenreformation Inner-Oesterreichs, die auch in Rudolfs Ländern versucht wird. In den königlichen Gemeinden Oberungarns führen dieselben Versuche zur Zersetzung des deutschen Altbürgertums und zur Magyarisirung der Ratsbehörden. Das allgemeine Unbehagen greift um sich und das schwache Regiment Rudolfs steigert die Pretensionen der Provinzialstände ins Maßlose. Der Bruderzwist im Hause Habsburg wird ein Factor in den Rechnungen der auswärtigen Gegner der Dynastie, und als endlich Mathias die heiß ersehnte Herrschaft erlangt, werden ihm die Elemente, mit deren Hilfe er sie gewinnt, durch ihre trotzigen Forderungen immer gefährlicher. Als der an Geist und Körper gebrochene Kaiser der Auflösung sich näherte, stand man am Vorabend einer Krise, deren Gang und Grenzen man kaum ahnen konnte.

Der unselige dreißigjährige Krieg wird im 15. Buche dargelegt. Die Schlacht auf dem weißen Berge ist eine Niederlage der ständischen Oligarchie, an welcher sich der Niedergang des autonom landschaftlichen Lebens knüpft. „Das, was den Geschichtsfreund ergreift, ist nicht die Niederlage des übermächtigen, auf das Privilegium der Alleinherrschaft pochenden Feudalismus, in seiner unduldsamen Einseitigkeit und groben Misachtung der bürgerlichen und bäuerlichen Interessen, was uns tief bewegt, ist die Tatsache, das die stiegende Macht, wie immer in solchen Zeitläuften, des Rächeramtes waltet, und wenn der Kampf um das Recht ausgefochten ist, die Unterliegenden als politische Verbrecher zur Strafe zieht, daß bedeutende, persönlich achtbare Männer an Leib, Gut und Ehre gebüßt werden, ihr Familienwesen dem Verderben überantwortet erscheint, daß der Sieg nicht blos ein reinigendes Gewitter, sondern zugleich zerstörende Flut ist.“ Der Kern des alt angestammten Adels Böhmens und Mährens verschwindet größtenteils; die Masse der Confiscationen von Ferdinand II. selbst auf nahezu ein Drittel der Gütermenge veranschlagt, zerrinnt unter den Händen der geldbedürftigen Regierung, es beginnt sich der Güterbesitz in einzelnen großen Herrschaftsbeständen anzuhäufen. „Herber gestaltet sich unser Empfinden, wenn wir die katholische Restauration Böhmens ihre Arbeit beginnen sehen, jene schonungslose Katholisirung, welche der Überzeugung Fessel anlegte, sich mit dem Scheine statt der inneren Wesenheit des Erfolges begnügte und Tausende von Familien zwang, aus dem Lande zu weichen, welche wider das protestantische Bächerwesen einen vandalschen Krieg begann und eine unabsehbare Fülle von leiblicher und geistiger Arbeitskraft dem Lande entfremdete. Denn gerade das reich entwickelte Städtewesen Böhmens und das deutsche Bürgertum wurde von den Folgen der Katastrophe am härtesten betroffen. War die katholische Restauration in dieser Richtung ein grober politischer Fehler, der sich rächen mußte, so gestalteten sich seine Folgen noch in anderer Richtung verhängnisvoll. Der große Kreis der Gegner Habsburgs im Reiche und in den Nachbarstaaten besaß den willkommensten Anlaß zur Verlekerung des österreichischen Herrschaftssystems; dazu tritt der große Nachtheil der nun vorherrschenden geistigen Absperrung der deutschen und böhmischen Lande Habsburgs vom Reiche, die doch keinen politischen Vorteil dem Staate brachte, und eine Entfremdung, eine begreiflicherweise scheele, oft ungerechte Auffassung im Auslande nach sich zog.“ Bezüglich der Katastrophe Wallensteins möchte ich doch noch auf ein Moment hinweisen, das wahrscheinlich zu seinem Sturze mit beigetragen hat, ich meine seinen immensen Grundbesitz. Die nach 1620 eingezogenen Güter waren in den Händen der Regierung längst schon zerronnen, gar viele Offiziere und Hof-

leute hatten mehr oder weniger begründete Forderungen, andere trugen die ungefüllte Sehnsucht nach Güterbesitz zur Schau. Der General Schaffgotsch wenigstens hätte sein Leben kaum unter Henkershand geendigt, wäre er ein armer Cavalier gewesen. Nebenbei bemerkt steht dieser, so weit ich die Sache kenne, mit dem Abfalle seines Oberstlieutenants Freiburger mit zwei Regimentern zu Troppan in keiner Beziehung, und Freiburger, der wirklich abfiel, ist nicht hingerichtet worden.

Das bis zum spanischen Erbfolgekrieg reichende 16. Buch umfaßt eine Periode, die hauptsächlich für die habsburgische Machtbegründung in Ungarn und Siebenbürgen von der größten Wichtigkeit ist, mit Recht werden daher die türkischen und siebenbürgischen Verhältnisse in breit angelegter Weise erörtert. Der Magnatenverschwörung in Ungarn sollte die Umwandlung des Landes in ein Erbreich folgen, aber die Wiener Regierung schlug weder den richtigen Weg zur Umgestaltung Ungarns ein, noch verfügte sie über die Mittel und die unerschütterliche Ausdauer, deren ein so schwieriges Werk bedürfte. Leopolds Kabinet begann mit der verhasstesten, der Steuerschraube, und versuchte, durch die katholische Hierarchie verführt, den Protestantismus als solchen erdrücken zu wollen, indem es in folgenschwerer Befangenheit denselben mit der Empörung, den Katholicismus mit der Loyalität identificirte.“ So belud sich die Wiener Regierung mit dem Fluche der Glaubensverfolgung, und hatte weder Ausdauer noch Mut genug, die furchtbarste Waffe einer Nation, den passiven Widerstand zu brechen. Und dieser verwandelte sich in einen bewaffneten. Der Kuruzenkrieg begann, mit diesem verflocht sich der türkische, welcher läuternd wirkt. Die Regierung hatte den Systemwechsel vollzogen, der Oedenburger Landtag von 1681 die ungarische Verfassung wieder hergestellt; Wien hält sich, Kara Mustafa wird besiegt und die Macht der Türken für immer gebrochen. Ich stimme dem geehrten Verfasser ganz und gar bei, wenn er bemerkt: die reine Freude des vaterländischen Forschers in der Geschichte der Verteidigung und des Entsatzes Wiens wird nur durch die leidige Tatsache getrübt, daß man von mancher Seite jenen Heroismus durch übermäßige Betonung des Zauderns und der Bornirtheit Kara Mustafas in der Belagerung herabzusetzen sich bestrebt, und auf Kosten der gleichwertigen Leistungen der Kaiserlichen und der Reichstruppen die Taten des Polenkönigs und der Sainen, als der eigentlichen Retter Wiens, erhob.

Der IV. Band, die Bücher 17—21 umfassend, behandelt die Zeit vom spanischen Erbfolgekrieg bis zum Tode Karls VI. und die Zeiten Maria Theresia und des inneren Staatswesens vor und unter Maria Theresia; er schildert sodann die Zeiten Josef II. und Leopold II. und schließlich die Ergebnisse des Geschichtslebens der neuesten Zeit von 1792—1870. Daran schließt sich eine Uebersicht des Hauses Habsburg-Oesterreich und Habsburg-Lothringen, der Territorialbestand Oesterreichs in seinen Wandlungen seit 1526, das Oesterreichische Staats- oder Reichswappen, ein Stoffregister zu den vier Bänden und Berichtigungen des Textes der vier Bände. Ein Namen- und Sachregister und ein reichhaltiges Verzeichnis von Nachträgen und sachlichen Berichtigungen wird nachfolgen.

So wie in den ersten zwei Bänden ist auch in den beiden vorliegenden ein überaus reiches Material auf das umsichtigste verwertet. Der gelehrte Verfasser hat uns ein Werk geliefert, auf welches wir mit vollster Gemüthung blicken können, wir besitzen kein die ganze Geschichte unseres Vaterlandes umfassendes Buch, welches sich, mit dem vorliegenden auch nur annähernd messen könnte. Kronec ist mit den Quellen und den massenhaften Erzeugnissen der historischen Literatur vertraut, mit der slavischen und ungarischen Sprache bekannt, eine Kenntnis, die bei unsern hervorragenderen Historikern nur äußerst selten zu finden ist, er ist ein Meister in der historischen Kritik und in der Anordnung des Stoffes. Die Charakter- schilderung einzelner Persönlichkeiten, wie die eines Rudolfs II., Mathias, Ferdinand II., eines Martinuzzi, eines Prinzen von Savoyen, eines Fürsten von Kaunitz u. s. f. sind bildlich und zutreffend, die Darlegung der inneren Verhältnisse ist klar und interessant. Die sieben-

bürgisch-ungarischen Angelegenheiten, welche seit Ferdinand I., mehr noch seit Rudolf II. und seinen Nachfolgern bis tief in die Regierungszeit Leopolds II. eine so große Bedeutung haben die in inniger Verbindung mit der Türkenfrage stehen und ihre Einwirkung auf die deutschen und böhmischen Erbländer äußern, hat der Verfasser, welcher schon vordem so manche wertvolle Beiträge zur ungarischen Geschichte geliefert hat, eingehender berücksichtigt und mit tieferer Sachkenntnis behandelt, als es bei irgend einem seiner Vorgänger der Fall ist. Auch die Klippe, an welcher schon so mancher Historiker sowol hüben als auch drüben gescheitert ist, ich meine die Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen, vornämlich seit den schlesischen Kriegen, hat Krones glücklich umschifft, er weiß sich auch hier die einem echten Jünger der Geschichte ziemende Objectivität und seinen dem kleinlichen Tagesgetriebe entrückten Standpunkt zu wahren. Als Beispiel dessen sei auf die IV, 302 befindliche Stelle aufmerksam gemacht, wo er sagt: wenn wir uns nicht scheuen zu erklären, Preußens Vernichtung (im siebenjährigen Kriege) wäre ein Nachtheil nicht blos für die deutsche Sache, sondern auch für die europäische Welt geworden, angesichts der Bestrebungen der romanischen Mächte und der nach Westen gravitirenden Pläne Rußlands, so müssen wir ebenso betonen, daß die Kraftentfaltung Oesterreichs und Preußens in dem Kampfe von sieben Jahren den überlieferten Glauben, Frankreich und die Westmächte seien das alleinige Richtsichere in der europäischen Sachlage, zum Besten beider Kämpfer nachdrücklich erschütterte, u. s. w.

Habe ich in Bezug auf die ersten Bände bemerkt, daß hier und dort etwas zu tief in Einzelheiten eingegangen wurde, und daß bei manchen Stellen eine Beschränkung am Platze wäre, so hege ich dagegen hinsichtlich der vorliegenden zwei Bände die Ansicht, daß manche Partien zu knapp gehalten sind; so scheinen mir die ungarischen Angelegenheiten bis zum Großwardeiner Frieden zu gedrängt, vornämlich aber ist die Zeit von 1792—1848, insbesondere von da bis 1870 in einen viel zu engen Rahmen eingepreßt. Ich stimme den in der Einleitung zum 21. Buch von dem Herrn Verfasser ausgesprochenen Bedenken bei, dennoch wird der Leserkreis seines Handbuches, der, wie ich lebhaft wünsche, sich nicht etwa blos auf die Historiker vom Fache beschränken wird, sich mit einem kurzen Abriss der neuesten Geschichte gewiß nicht begnügen. Das Werk war ursprünglich auf drei Bände in 17 Lieferungen angelegt, Krones hat bereits den ursprünglichen Rahmen vergrößert, er wird bei einer neuen Auflage, welche recht bald folgen möge, sich zu einer neuerlichen Erweiterung bequemen müssen.

Bevor ich von dem mir lieb gewordenen Buche scheidet, will ich der leidigen Gepflogenheit eines Referenten mich fügen und etliche unbedeutende Irrthümer, Unrichtigkeiten und Druckfehler anmerken. Dort, wo der Verfasser des böhmischen Majestätsbriefes gedenkt, hätte auch der etwas später ertheilte Majestätsbrief für Schlessien erwähnt werden können. Der Folgen der Schlacht auf dem weißen Berge für das Troppau-Zägerndorfsche geschieht zwar Erwähnung, nicht aber auf den östlichen Teil Osterreichisch-Schlesiens, das auch in weiterem Verlaufe ganz unberücksichtigt bleibt, doch ist dies bei der geringen Wichtigkeit des Teschener Gebietes von keiner Bedeutung. Bei den Schwierigkeiten, welche der Wahl Leopold I. zum römischen Kaiser entgegenstanden, heißt es (III, 557) unter andern: der Bradenburger, dem der Kaiserhof Teschen versagt hielt, war unberechenbar; hier kann es wol nur heißen: Zägerndorf. K. L. Reinhold hat (IV, 517) nicht „in Leipzig“, sondern in Jena und Kiel „eine Professur der Philosophie als reitenden Hasen“ gefunden, wo.. den angemerkten Druckfehlern führe ich blos an: „am Marsche“, „am Landtag“, „Schlacht am weißen Berg“, sodann III, 214 Schweizer statt Schwazer, weiter III, 389, 486, 493, 554, 563, 618, VI, 337 u. s. f.

G. B.

**Sigmund Riezler:** Geschichte Baierns. 1 Bd. (Bis 1180) Gotha 1878. XXXII. und 880 S. 8<sup>o</sup>.

Riezler's Name ist unseren Lesern seit langer Zeit kein unbekannter mehr. Schon vor 12 Jahren hat er den Beweis erbracht, daß er zu den tüchtigsten Arbeitern auf dem Gebiete der deutschen Geschichte gehört. Eine seiner besten Arbeiten in dem Bereich der Geschichtsforschung ist seine Ausgabe des Fürstenberg'schen Urkundenbuches, von welchem im abgelaufenen Jahre der dritte Band erschienen ist, und das als Ganzes betrachtet ein Muster darstellt, wie Urkunden zu behandeln sind. Ausgezeichnet in sachlicher sowol als formeller Beziehung ist sein Buch: „Literarische Widersacher der Päpste im Zeitalter Ludwig's des Baiern“, das vor 5 Jahren erschienen ist. Das oben verzeichnete Buch schließt sich den früheren Werken Riezlers in würdiger Weise an, und wir wollen in den folgenden Zeilen nicht so sehr eine Kritik, die sich ängstlich an Kleinigkeiten klammert, geben, sondern nur in Kürze über die Bedeutung desselben einige Andeutungen machen. Die Berechtigung, das Buch in einer der böhmischen Geschichte gewidmeten Zeitschrift zu besprechen, springt in die Augen, da nicht nur die Vorfahren des großen bairischen Stammes einstens in Böhmen gewohnt haben, sondern auch der größere Theil desselben noch heutzutage innerhalb der schwarzen Grenzpfähle und ein nicht unbedeutender Splitter in Böhmen selbst seine Wohnstzge hat.

Der bairische Stamm allein unter allen deutschen Stämmen gibt einem Staate, der wenigstens den Kern der alten Stammlande umschließt, den Namen. Diesem Stamme gehörten in Oesterreich an die Bewohner von Oesterreich ob und unter der Enns, Salzburg, Kärnten, Steiermark und Tirol (soweit sie deutsch sind), dann die Deutschen in Ungarn und die im Egerlande (?) (Riezler pag. 7), die Deutschen endlich an den böhmischen Abhängen des Böhmerwaldes und an der Thaya. Von den 9—10 Millionen, die er zählt, leben nur 2½ Millionen in Baiern. Von Ober- und Niederbaiern, Oberpfalz, Regensburg, Oesterreich und Salzburg, wo sie sich im 6. Jahrhunderte niederließen, ist zuerst die Colonisation des Ostens erfolgt, im 8. Jahrhunderte wurde Kärnten, im 9. und 10. die Ostmark colonisirt, im 11. und 12. erfolgten die Einwanderungen in Böhmen und Ungarn.

Der vorliegende Band behandelt die Geschichte Baierns bis zum Jahr 1180 d. h. zum Sturz des welfischen Hauses. Dieser Ruhepunkt ist sehr gut gewählt; mit dem Fall des welfischen Hauses gelangt nicht bloß die Familie der Wittelsbacher, die noch heute in Baiern regiert, zur Herrschaft, auch die Entwicklung der Territorialhoheiten tritt mit dem Zerbrechen der welfischen Großmacht in eine neue Phase. Die Begründung eines starken Kaisertums ist namentlich in Folge der welfischen Katastrophe fortan unmöglich geworden. Auch innerhalb des großen Zeitraumes, den das Buch umfaßt, ist die Gliederung zweckentsprechend. Von den 5 Abschnitten des großen Buches umfaßt der erste das nationale Herzogtum der Agilolfinger, der zweite die Herrschaft der Franken, der dritte die Wiederaufrichtung des bairischen Stammesherzogtums, der vierte Herzoge aus verschiedenen Häusern und der letzte und größte: Welfen und Babenberger.

Zahlreiche historische Fragen, von welchen einzelne die gelehrte Welt einstens in große Aufregung versetzt haben, werden uns vorgeführt. So schon die Frage über die Abstammung der Baiern, die in der Hauptsache, nachdem schon Luden das Richtige gesehen, durch die bahnbrechenden Forschungen von Zeuß erledigt worden ist. Ein Resumé über dieselbe hat im vorigen Jahre Bachmann in der ersten Hälfte seiner Abhandlung „die Einwanderung der Baiern“ gegeben. Riezler tritt mit voller Schärfe für die Abstammung der Baiern von den Markomanen ein. Sie stehen den Schwaben am nächsten, trotz mancher Verschiedenheit haben beide Dialecte manches Gemeinsame, das sich bei den anderen Stämmen nicht findet; dasselbe betrifft rein sprachliche Momente, dann die Ortsnamen, Sagen und Gebräuche, die Übereinstimmung des bairischen und schwäbischen Volksrechtes u. s. w. Es ist sehr beachtenswert, sagt Riezler, daß man von Seiten der pannonischen Slaven die Baiern noch am Ausgang des 9. Jahrhunderts als Sueven bezeichnete. Diese Thatfache erklärt wol auch den Ursprung des Namens Schwab, der noch heute



in Ungarn und den unteren Donauländern allen Deutschen beigelegt wird. Er galt ursprünglich den Baiern, als dem benachbarten Stamme und ward von hier aus auf die Gesamtheit der Deutschen ebenso übertragen, wie von Seite der Franzosen der Name ihres deutschen Nachbarstammes der Alamannen, während die Niederlausitzer Serben jeden Deutschen Bawarski nennen.

Nach diesen Vorbemerkungen behandelt Kiezler die ältere bairische Geschichte selbst. Zunächst wird von der Beschaffenheit des Bodens und von der Bevölkerung des Landes gesprochen, in welches die Baiuwaren (die Leute aus Baia d. h. Böhmen) einwanderten. Die römische Eroberung und Verwaltung, dann der Verfall und Untergang der römischen Herrschaft sind übersichtlich dargestellt. Die Einwanderung der Baiern kann zwischen 488--520 angesetzt werden. Der Zug scheint nicht über den Böhmerwald, sondern von der Donau um Forch stromaufwärts, dann gegen Süden und Südwesten gegangen zu sein. Über die Einzelheiten der Eroberung mangelt es an hist. Belegen. Der Verf. geht dann auf die allmähliche Germanisirung und die romanischen Cultureinflüsse ein. Von den Römern haben die Baiern den Weinbau und die Almwirtschaft überkommen. Die Einflüsse Roms erstrecken sich nur auf die Landwirtschaft und das Gewerbe; in Staat und Heer, Recht und Religion wurde das germanische Wesen von dem römischen nicht berührt. Was die Anlagen des Volkes von jenen alten Zeiten — man kann sagen bis auf unsere Tage — anbelangt, so kann man mit Kiezler sagen, daß aus ihm weniger Forscher und Denker als Dichter und Künstler, weniger erleuchtete Staatsmänner als tapfere Kriegsführer und fromme Helden der Kirche hervorgegangen sind. Ausgezeichnet durch körperliche Kraft läßt der körnige Menschenschlag auch den inneren Gehalt nicht vermissen. Ein lebensfroher heiterer Sinn, biedere Gradheit, Gutmütigkeit und Einfachheit bilden sein glückliches Erbe.

Aus der älteren Geschichte Baierns bot einst auch noch die Frage über den Zeitpunkt der Christianisirung ein lebhaftes Interesse; sie kann heute als vollkommen gelöst betrachtet werden. Was die Germanisirung und Christianisirung der östlichen von Slaven besetzten Landestheile anbelangt, so war für dieselbe die Regierung des letzten Agilolfingerherzogs Tassilo III, noch mehr aber die Frankenherrschaft von hoher Bedeutung. Der Anschluß an das Frankenreich brachte dem bairischen Namen die reichlichsten Vortheile; denn die größten Eroberungen im Osten und die Colonisirung eines Landes von der Größe der Stammlande selbst, hätte er aus eigener Kraft unmöglich vollbringen können. Über die Ansiedelungen deutscher Leute in der Ostmark berichtet Kiezler nach der fleißigen Studie Otto Raemmel's: Die Anfänge deutschen Lebens in Niederösterreich während des 9. Jahrhunderts (Progr. des kgl. Gymnasiums zu Dresden-Neustadt). In jener Zeit unterscheiden deutsche Berichte zuerst zwischen den tschechischen Wenden und den übrigen Slaven. Was die Feldzüge gegen Böhmen anbelangt, so meint Kiezler, daß man große und nachhaltige Erfolge errungen habe, weil Böhmen bei der Reichstheilung von 817 Ludwig dem Deutschen zugetheilt wurde. Jenes drastische Mittel, welches wie die *Conversio Bagoariorum* angibt, für die Befehring der Häuptlinge hie und da angewendet wurde, findet sich auch in den späteren Wenzelslegenden; ich citire, da mir die letzteren im Momente nicht zur Hand sind, den verdeutschten Dalimil, der die Wenzelslegenden benützt hat:

Czu einer zit herzog Borziwing  
 Uf des konigis hof ging.  
 Der konig tet im ein schentlich ding:  
 Er hies en mit gutin wiczin,  
 Hinder den tisch uf die erdin siczin,  
 Er sprach: Du solt das wiszin,  
 Daz ein heide nicht gelicht ein christin  
 Sicze mit den hundin . . . .

Mit Ludwig dem Deutschen kommen Karolinger, die man die bairischen nennen kann, zur Herrschaft in Ostfranken. Seine Gattin hat jenen Krankheitskeim auf ihre Nachkommen vererbt, der sich zwei Generationen hindurch in verhängnisvoller Weise, namentlich an Karl dem Dicken und

Arnulf bemerkbar macht. Sehr eingehend schildert Kiezlner die Verhältnisse des Ostfrankenreiches und speziell Baierns zu den slavischen Nachbarn, namentlich zum großmährischen Reiche. Kaum daß dieses gestürzt war, begann die Ungarnnoth, und während dieser hat sich neuerdings das Stammesherzogtum in Baiern ausgebildet, das dann Heinrich I und Otto dem Großen so viel zu schaffen machte. Auch während der Ottonenzeit brachte der innige Anschluß Baierns an das Reich, dem ersteren reichen Gewinn; ein Erfolg wie der auf dem Lechfeld war nur durch die Unterstützung des Reiches möglich geworden. Durch mehr als ein halbes Jahrhundert war Baiern von den magharischen Horden heimgesucht worden, noch Jahrzehnte nach der Lechfeldschlacht wurde in bairischen Kirchen gebetet: *Ab incursione alienigenarum libera nos domine!*

Die unmittelbare Folge der Lechfeldschlacht war der Wiedergewinn der Ostmark, und so knüpft sich an diesen ruhmvollen Tag der Bestand eines deutschen Oesterreich. Schon in der Zeit der sächsischen, mehr noch in jener der salischen Kaiser war Baierns Verbindung mit dem Königtum außerordentlich eng. In dem Zeitraum von 995—1096 haben 53 Jahre lang deutsche Könige, ihre Söhne oder Gemahlinen das Herzogsbanner in eigener Hand geführt. Von Wichtigkeit namentlich mit Rücksicht auf die Slaven im Nordosten war die Gründung des Bistums Bamberg. Seit dem Ende des 8. Jahrhunderts finden sich zahlreiche slavische Ansiedler am oberen Main und an der Rednitz; die Germanisirung und Verbreitung des Christentums schritt nur langsam vor. Noch im Jahre 1059 nennt eine Bamberger Synode diese Slaven als größtentheils heidnischen Gebräuchen ergeben und dem Christentum durchaus abgeneigt; durch die Gründung des Bistums machte dasselbe einen entscheidenden Schritt vorwärts. Unter den bairischen Heiligen dieser Periode hat der Mönch Günther, dessen freilich späte Legende nun auch in den *Fontes rer. Bohem.* abgedruckt ist, bekannter Maßen eine große Bedeutung.

Am ausführlichsten behandelt Kiezlner die Zeit von 1070—1180, in welcher Welfen und Babenberger mit einander in mannigfachen Conflicten lagen. Als dann im Jahre 1156 Oberösterreich von Baiern getrennt und Oesterreich selbständig und ein Herzogtum wurde, erlitt Baiern die empfindlichste Schwächung. Am schlimmsten, sagt Kiezlner, war der bairische Stamm betroffen, der die Folgen des Regensburger Ausgleiches noch heute schmerzlich empfindet. Seine beiden Bruchstücke, die nach der Verbindung der Steiermark mit Oesterreich (1192) ungefähr in gleicher Stärke sich gegenüber standen, wurden durch dynastische Interessen fort und fort in brudermörderischer Feindschaft gegen einander getrieben. Im Ubrigen tröstet sich der bairische Verf. bei dem Gedanken, daß das eine Bruchstück seine Aufgabe in tüchtiger Weise erfüllte: „Als hier der mächtigste Staat erstarrte, der je auf Grundlage des bairischen Stammes erwachsen ist, sollte sein Beruf wieder ein urbairischer sein. Denn wie in dem alten Gesamtstaate im Kampfe gegen rohere Völker des Ostens seine größte Culturtaufgabe gestellt ward, wie er der Reihe nach Avarn und Bulgaren, Slaven und Ungarn von den heimischen Grenzen abgewehrt, bis in ihre Wohnsitze verfolgt und zum Theil germanisirt hatte, so hat später auch Oesterreich im Kampfe gegen asiatische Barbarei und als Träger deutscher Gesittung in den Osten seinen welthistorischen Beruf gefunden.“ Mit dem Prozeß Heinrichs des Löwen schließt die politische Geschichte Baierns in diesem Bande.

Was die auf pag. 714 Note 1 angeführte Bemerkung über Konrad Otto von Znaim betrifft, so verweisen wir auf die Studie Koutny's (*Der Přemysliden Thronkämpfe*, Wien 1877 pag. 41 ff.), in welcher die (übrigens schon früher verteidigte) Identität der Fürsten Konrad und Otto von Znaim gegen Dudík, Palach u. A. nachgewiesen ist.

Sehr reich sind die culturhistorischen Ausführungen Kiezlners; in jedem größeren Abschnitt findet sich ein Capitel über Recht und Cultur, eine besonders sorgfältige Erörterung findet die Literaturgeschichte, wie ja in der That die großartigsten dichterischen Werke der Deutschen im Mittelalter auf bairisch-österreichischem Boden entstanden sind.

Der Anhang enthält ein Verzeichnis der Herzoge Baierns bis zum Sturz Heinrichs des Löwen, dann zwei sehr gelehrte Abhandlungen über die Gauen und Grafengeschlechter Baierns.

Damit glauben wir die Bedeutung des Buches in allgemeinen Urnissen in genügender Weise gewürdigt zu haben. Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet uns leider der geringe Raum, der uns hier zu Gebote steht. Wir wünschen dem Buche einen recht großen Leserkreis, der die schöne Gabe, welche der Verf. in demselben geboten, dankbaren Sinnes aufnimmt, dem Verf. selbst aber Zeit und rüstige Kraft zur Fortsetzung seiner so erfolgreichen Studien. F. L.

**Carl Egon Ebert:** Poetische Werke. Gesamtausgabe im Verlage der Actiengesellschaft „Bohemia.“

W. S. Niesl, der feinsinnige Cultur- und Kunsthistoriker, machte in dem letzten Vortrage, den er in Prag hielt, die treffende Bemerkung, daß es bedeutenden Dichtern vor vielen Andern beschieden sei, nicht nur in diesem oder jenem Werke, sondern im Ganzen der Individualität dem Volksthum anzugehören. Dies, meinte Niesl, trete äußerlich dadurch zu Tage, daß die gesammelten Werke solcher Poeten — der Gesamtausdruck ihrer schriftstellerischen Betätigung — verlangt und gelesen werden. Im Sprachgebrauch aber, der oft unbewußt die feinsten Distinctionen in sich aufnimmt, prägt sich dieser Ausnahmefall der großen Dichter in dem Umstande aus, daß wir bei Benennung unserer Lektüre dem Dichter vor dem Stoffe den Vorzug geben. Von der Alltagslektüre heißt es wohl: Ich lese eine Novelle, einen Roman, ein Drama. Nur von den Besten, die uns durch sich selbst in allen ihren Aeußerungen merkwürdig sind, gilt der Sprachgebrauch: Ich lese Goethe, ich lese Schiller, ich lese Grillparzer, ich lese Wieland u. s. w. — — — Carl Egon Ebert, der Nestor der modernen deutsch-böhmischen Dichter, längst einer der besten Namen in der deutschen Literaturgeschichte unseres Jahrhunderts, ist nun durch die dankenswerthe Ausgabe seiner gesammelten Werke in die Reihe derjenigen getreten, deren Gesamttätigkeit als ein einheilliches Denkmal hoher Begabung und ernststen Schaffens dem Volke angehört. Wir werden fortan nicht nur mit Stolz und Freude dieser oder jener Dichtung Eberts gedenken, wir werden vielmehr das Ganze dieses poetischen Charakters uns zu eigen machen, wir werden mit einem Worte Carl Egon Ebert lesen. Die sieben Bände der Gesamtausgabe, die uns vorliegen, eröffnen den Einblick in einen Reichthum des poetischen Schaffens, der vorher bei aller Verehrung, die der Dichter der „Wlasta“ seit einem halben Jahrhundert in deutschen Landen genießt, doch kaum zum Bewußtsein gelangt war. Ungemein charakteristisch ist die Thatsache, daß das gesammte Werk — von einigen wenigen Profaszenen im Drama „Brunoys“ abgesehen — durchweg Poesie im strengsten Sinne des Wortes enthält. Ebert dachte durchweg in Versen. Der Knusform, die ihm natürlich war, ist er vom Beginn seines Schaffens bis zum heutigen Tage treu geblieben. Als neunzehnjähriger Jüngling (1819) schuf er die prächtige, volksthümlich gewordene Ballade „Schwerting, der Sachsenherzog“, deren Nibelungenstrophen, kräftig und gewichtig, wie in Erz gegossen, bereits den Meister der poetischen Form bezeugen, und als Greis (1874) vollendete er, unbeirrt durch das triviale Lesebedürfnis der Menge, die zarte Idylle „Wald und Liebe“, deren anmuthige Hexameter durch den Puls der jugendlichsten Empfindung belebt werden. Zwischen der Schwertblume und dem poetischen Wäldchen, die sich gleichsam am Anfang und am Ende des uns nunmehr eröffneten Dichtungsgebietes befinden — welche Fülle von Farbe, Duft, Gestalten, Charakteren und Stimmungen in dem poetischen Garten unseres Ebert! Kein Gebiet der Poesie erscheint da unbebaut, keine Form des poetischen Ausdruckes verschließt sich der rastlosen Schaffensfreude. Natur, Leben und Geschichte, die unerschöpflichen Quellen aller Dichtung, ergießen sich da in den breiten Strom einer rechten poetischen Individualität, in einen Strom, dessen Wogen in den mannigfachen Formen und Lichtern spielen, der aber, wo immer wir seinem Laufe folgen, sich durch Glanz, Reinheit und Tiefe kennzeichnet. Versuchen wir, ehe wir das Einzelne andeuten, diesen Gesamtcharakter der Dichtungen auszusprechen. Ebert ist kein Stürmer, kein Dränger, kein Weltkummerzler und kein Pessimist. Die Lebensanschauung, die

wohlthunend in seinen Werken zu Tage tritt, gemahnt mehr an die klassischen Traditionen, als an die krankhafte Steppis der Modernen. Freudige Anschauung der Natur, Glaube an Größe und Tugend, Mitempfinden der reinen Liebe, tiefes, im reinsten Sinne frommes Erfassen einer höheren Weltordnung, gesunde, in ihrer Festigkeit dem Sturme Trotz bietende Empfindung bilden die positiven Grundlagen des Gedanken- und Gefühlslebens, das sich in Eberts Dichtungen ausspricht. Diese Gesundheit des Empfindens vereint mit einem reinen und strengen Gefühl für Kunstform, reiht unseren vaterländischen Dichter jenen verehrungswürdigen Erscheinungen der deutschen Literatur ein, die dem schwankenden Gemüthsleben einen Halt zu bieten vermögen, und zu denen man, von der Noth und von den Zweifeln des Alltagsdaseins umdrängt, nicht vergeblich ausblickt, um sich an der Wahrnehmung und an dem Mitgenusse einer schönen Harmonie zu stärken und zu erheben. Ein still-glücklicher Lebenslauf, der früh eine entschiedene Richtung nehmen durfte, und dem die ernüchternden materiellen Existenzkämpfe im Wesentlichen erspart blieben, hat diese reine Entfaltung des Talentes und des Charakters begünstigt. Bei allem Fortschritt in der Beherrschung der Sprache und bei aller Vertiefung in das feinere poetische Kunstgesetz zeigt die Entwicklung Eberts doch einen schön-einheitlichen Zug, und dieselben Ideale, die den Jüngling begeisterten, erfüllen das Herz des jugendlich fühlenden und schaffenden Dichtergreises. In dem enthusiastischen Liede, mit dem der Jüngling den „Vater Rhein“ begrüßt, liegt der Keim zu dem Trinnphgesange, den Ebert nach der Schlacht von Sedan anstimmte; die Heimathsliebe, welche die Naturschilderungen in dem berühmten Epos „Wlasta“ belebt, athmet auch aus unzähligen lyrischen Gedichten, die in der zweiten Hälfte seines reichen Dichterlebens entstanden sind. Der Sinn für das Heroische, der sich so früh in der Dichtung „Kaiser Karl und die Jungfrauen“ aussprach, brüdt auch dem Revolutionsdrama „Brunoy“ das erst 1870 vollendet wurde, sein Gepräge auf.

Versuchen wir über den reichen Stoff, der uns in den gesammelten Werken des Poeten vorliegt, eine Uebersicht zu gewinnen, so finden wir zunächst das Epos, am stärksten, am bedeutungsvollsten und am eigenartigsten vertreten. Das Heldengedicht „Wlasta“, das den Ruhm des jungen Poeten begründet hat, eröffnet den Reigen der großen Schöpfungen auf diesem Gebiete. Es wurde, wie wenige streng poetische Werke unseres Jahrhunderts, gleich bei seinem Erscheinen (1828) als eine dichterische That begrüßt. Goethe sandte von seinem stolzen Göttersitz zu Weimar den Gruß der Anerkennung herüber, die Schule der geläuterten Romantik, welche eben Sage und Geschichte des Mittelalters für die Poesie zu erobern begann, begrüßte mit sympathischen Rufen die Offenbarung einer neuen Kraft. In der gebildeten Welt aber wirkte dieses Epos, diese stylisirte Dichtung, wie heutzutage ein Modernoman oder ein realistisches dramatisches Lebensbild. Diese Doppelwirkung auf Literaturkreise und auf das weltliche Leben der Gegenwart, die auch heute noch vorhält, ist im Charakter dieser merkwürdigen Dichtung tief begründet. „Wlasta“ steht so recht an der Grenze der klassisch-epischen Tradition, welche das breite Geschehnis plastisch darstellt und der neueren, erzählenden Dichtung mit den Begebenheiten die Fäden einer feineren psychologischen Charakteristik verwebt. Der vornehm-würdige Gang der Nibelungenstrophe, die kräftig-energischen Schlachtenschilderungen, die Wiederholung der Handlung in übernatürlichen Sphären und die Verbindung von Menschen- und Göttergeschick sind die bezeichnenden Grundlinien des großen heroischen Stils, während die in all ihren leisen Regungen ausgesprochenen Seelenconflikte der Wlasta und ihrer Mitkämpferinnen das moderne, im Empfindungsleben der Gegenwart wurzelnde Element vertreten. Etwa dreißig Jahre später als die „Wlasta“ ist das Heldengedicht „Die Magyarenfrau“, abermals eine poetische Verherrlichung des Weiblich-Heroischen, entstanden. Dieses Gedicht, das sich im bestlüttesten spanischen Romanzenschritte bewegt, hat bereits fast durchweg das Gepräge moderner Individualisirung. Es ist spannend in der Erfindung, prächtig im Colorit, plastisch in seinen Schilderungen, aber vor Allem durch einen tiefen psychologischen Gehalt ausgezeichnet. Neben den Heldengedichten vertreten zwei meisterhafte Idyllen „Das Kloster“, das zu Beginn der dreißiger Jahre ent-

stand, und „Wald und Liebe“, eine erst vor kurzer Zeit vollendete Dichtung, das Gebiet der größeren poetischen Erzählung. Die Poesie des gemüthlichen Selbstgenügens, der still-beschaulichen Daseinsfreude, der sinnig-gemüthvollen Betrachtung des Alltagslebens feiert in diesen beiden Werken ihre schönsten Erfolge. Beide Gedichte bewegen sich auf der Bahn der klassischen Idyllenentwicklung, die durch „Louise“ und „Hermann und Dorothea“ eröffnet worden ist. Aber sie tragen das selbständige Gepräge der unmittelbaren Anschauung an sich, ein Gepräge, das namentlich in der Schilderung der Klostermalzeit und — im Rahmen der zweiten Idylle — in dem stimmungsvollen Bilde des Zigeunerlebens ungemein wohlthuend hervortritt. Die kleineren Epen, welche den zweiten Band der Gesamtausgabe füllen, bezeugen einen merkwürdigen Reichthum der stimmungsvollen Mitempfindung für mittelalterliche Sage und Geschichte. Viele dieser Romanzen, Balladen und Legenden, wie die Tiroler Volksfage „Frau Hitt“, sind längst populär geworden; andere verdienen es zu sein. Der annuthig-frische Liederkranz „Otto der Schütze“, die altdänische Sage „Der Königstochter Laune“, Quibos poetische Lebensgeschichte, die Legende „Abt Ero“, die zugleich lebensvolle und tief sinnige Romanze „Schelm vom Berge“, die in ein prächtig-düsteres Colorit getauchte Erzählung „Der Schild“, die echt volkstümliche Humoreske „Rübzahls Braut“ und manch andere dieser Dichtungen bilden die werthvollste Bereicherung unserer Romanzenliteratur. Diese Gedichte, die in Deutschland am bekanntesten geworden sind, haben die meisten deutschen Literaturhistoriker veranlaßt, unserem Ebert, der nur in vorübergehender, wenn auch sehr sympathischer Beziehungen zu Uhland und dessen Genossen trat, einen Ehrenplatz in der sogenannten schwäbischen Dichterschule anzuweisen. In einzelnen Romanzen läßt sich in der That die Verwandtschaft mit Uhland, der Ebert wiederholt als einen Ebenbürtigen begrüßte, keineswegs verkennen. Aber es heißt doch gar zu einseitig verfahren und dem Einschachtelungsbedürfnisse gar zu große Rechte einräumen, wenn man bemüht ist, einen Dichter, der sich so reich und mannigfaltig in den verschiedensten Richtungen bethätigt hat, in eine Reihe, mit der er nur zeitweilig gleichen Schritt gehalten, hineinzuwängen. Eberts lyrische Gedichte, deren größter Theil unter dem Titel „Natur und Liebe“ zusammengefaßt erscheint, umfassen den weitesten Kreis des menschlichen Empfindungslebens. Neben der sanglichen Gefühlshyrik, die ihre zartesten Blüthen treibt, neben dem ernsten, gedankenvollen Zeitgedichte, neben der Satyre, welche die Literaturverderbnis in einer Reihe köstlicher Humoresken mit goldenen Ruthen geißelt, finden wir das Stimmungs- und das Erbauungsgedicht — in den „Frommen Gedanken eines weltlichen Mannes“ — in der originellsten und weihvollsten Art vertreten. Sehr treffend sagt Uhland von diesen Lehr- und Erbauungsgedichten, daß die Didaktik durchweg in der Tiefe mit dem Gefühle verbunden sei; in der That gehen diese Poesien von der Empfindung und von der zarten Anschauung aus und tragen daher trotz der belehrenden milden Weisheit die volle poetische Berechtigung in sich. Der formschöne, blühende Sonettenkranz, den Ebert auf das Grab seines Freundes und Protector's, des Fürsten Fürstenberg niedergelegt hat, ist ihnen im Geiste durchweg verwandt, das Drama ist in Eberts gesammelten Werken durch die namentlich in den lyrischen Partien ungemein schwungvolle Jugenddichtung „Brzetislaw und Jutta“, durch die sinn- und charaktervolle Tragödie des Cölibats „Das Gesülbde“, durch das Trauerspiel „Der Frauen Liebe und Haß“, das sich durch scharf einschneidende Charakteristik der Hauptgestalten auszeichnet, und durch das Revolutionsdrama „Brunoy“ vertreten. Das letztgenannte Werk ist das dramatisch-lebensvollste, das kräftigste und das realistischste. Eberts Werke sind die eines echten Dichters, dem die Mode nichts geben und nichts nehmen konnte, eines Poeten, dem der innere Beruf die Pfade und die Ziele gewiesen hat. Seine Werke sollten sich in Haus und Hütte einbürgern und ins Bewußtsein des deutschen Volkes übergehen, um den Sinn für reine Poesie zu wecken und zu befriedigen. Und wie Ebert selbst, dessen Wesen zur Höhe der modernen Klassiker emporragt, im heimischen Boden wurzelt, so sollte auch die freudige Anerkennung seiner gesammelten Werke und die Anregung zum Mitgenuße derselben vor Allem vom deutschen Volke in Böhmen, das den gefeierten Poeten stolz den seinen nennt, ihren Ausgang nehmen.

**Wáclaw Wladiwoj Tomek:** Dějepis města Prahy, Díl IV. (Geschichte der Stadt Prag, IV. Bnd.). Novočeská Bibliothéka vydávaná nákladem musea Kralowství českého č. XVIII. w Praze (Prag) 1879.

Von dem bekannten Werke „Geschichte der Stadt Prag“, dessen Verfasser Prof. W. W. Tomek ist, liegt uns gegenwärtig der 4. Band vor, der die Zeit der Hussitenkriege umfaßt. Die Darstellung derselben knüpft unmittelbar an den Tod König Wenzel IV. († 16. Aug. 1419) an und führt bis zur Ankunft seines Bruders Sigmund als Königs von Böhmen nach Prag (23. August 1436). Tomek geht von dem ganz richtigen Standpunkte aus, daß Prag vor allem in diesem Zeitraume aus dem Niveau des gewöhnlichen Stadtlebens heraustritt und als Metropole Böhmens auf dessen Geschichte den hervorragendsten Einfluß ausübt; thatsächlich ist ja die Geschichte Prags mit den hussitischen Bewegungen auf das innigste verwachsen und deshalb liefert uns Tomek, der die prager sowie die allgemeinen Landesverhältnisse in maßvoller Weise — ohne zu verflachen, aber auch ohne zu sehr in's Detail einzugehen — darstellt, in diesem Bande ein gutes Stück Landesgeschichte.

Auf gründliche Monographien und Literaturkenntnis und jahrelanges, eingehendes Studium der Quellen (vergl. das so einfüg und mühsam zusammengestellte Werk „Zaklady“ von demselben Verfasser) gestützt, bringt Tomek neue Beleuchtungspunkte in jedem Abschnitte seines Werkes an. Eingehend schildert der gelehrte Verfasser die Regentschaft der Königin Sophie das Walten des Herren von Wartenberg und die zweimaligen Veruche Sigmunds Korybut's, sich in Böhmen eine Herrschaft zu begründen. Zu den interessantesten Partien des Werkes gehören aber die Abschnitte, welche uns über das Verhältnis der hussitischen Parteien zu einander Aufschluß gewähren; es wird uns klar und scharf gezeigt, wann die ersten Zerwürfnisse zwischen den Taboriten und Pragern entstanden (S. 188 ffg.), ferner wie sie mit einander versöhnt ihre Züge in das östliche Böhmen unternahmen (S. 139 ffg.) u. s. w. So führt uns Tomek durch die Bündnisse und Spaltungen der Taboriten, Prager und Orphaniten, und bringt bei jedem Wechsel der Parteien neue Anschauungen, die nicht wenig zur genauen Kenntnis der hussitischen Bewegung beitragen. In gleicher Weise zeigt er uns, wie gerade religiöse Momente auf die innere Gestaltung der Parteien einwirkten und immer neue Gährungen herbeiführten, so namentlich der Streit, ob man sich bei der hl. Messe der Ordnate bedienen solle (S. 125 ffg.). Einer eingehenden Besprechung unterzieht er dann vor allem die Verhandlungen des Concils zu Basel und dessen Beziehungen zu den Hussiten. Wie auf die religiösen Verhältnisse wirkt Tomek gelegentlich auch Streiflichter auf die socialen Zustände und nationalen Reibungen, welche sich höchst unerfreulich in dieser Zeit gestalteten, und wie zur ganzen Bewegung überhaupt, so auch während der Hussitenkriege zu Acten persönlicher Rache und mitunter grausamer Roheit den Anlaß gaben.

Bei Besprechung dieser Ereignisse und Zustände hält sich Tomek stets vor Augen, daß er als Geschichtschreiber der Stadt Prag auf deren Geschichte bei seiner Darstellung das Hauptgewicht zu legen hat. Er gewährt uns einen schönen Einblick in den Stand der Prager Gemeinde, deren Besitzthum und die Klöster, die sich im Rayon derselben zu dieser Zeit befanden (S. 166 ffg.), so daß wir uns auf Grund dieser Schilderung ein klares Bild von der Macht und Stellung Prags den anderen Städten des Landes gegenüber entwerfen können. Auch über das innere Leben der Bevölkerung Prags erhalten wir klares Licht und namentlich über den Anhang, den hier die hussitische Lehre fand, die Ausbildung, derer sie sich hier erfreute, ihre bedeutendsten Vertreter und den Kampf, den sie hier gegen die katholische Geistlichkeit zu bestehen hatte. Es geht aus Tomeks Untersuchungen deutlich hervor, von welcher hervorragender Bedeutung die Stellung Prags und der Prager in beinahe allen hussitischen Angelegenheiten und Kämpfen gewesen und höchst interessant ist es, seinen Erörterungen der Gründe zu folgen, welche sie bald zum Bündnis mit den Taboriten bewogen, bald wieder als Gegner derselben auftreten ließen. — So führt uns Tomek in anziehender Weise durch

diese höchst interessante, aber ganz eigenthümliche Periode der böhmischen Geschichte, wo den großen Kriegserfolgen nach außen, erbitterter Bürgerzwist und Parteilampf im Inneren des Landes entgegensteht. Die Fülle neuer Anschauungen, fesselnde Darlegung der Details, Klarheit der Darstellung, die den leitenden Gedanken nie zurücktreten läßt, so verlockend sich auch die Gelegenheit nicht selten bietet, zeigen von der meisterhaften Beherrschung des umfassenden Materiales. Beim Sammeln der Quellen und anderen Hilfsarbeiten fand der Verfasser an Dr. Anton Rezek eine bereitwillige Stütze, dessen Thätigkeit an der baldigen Vollendung dieses Bandes regen Antheil nimmt. Ein Orts- und Personenregister (S. 721—747) erleichtert ungemein die Benützung des Werkes. Im Vorworte verspricht Tomek demnächst noch ein überstächtliches Verzeichniß der weltlichen und geistlichen Beamten und Würdenträger dieser Zeit als Beitrag zu dem vorliegenden Bande zu veröffentlichen, was diesmal unterlassen wurde, um denselben nicht allzu umfangreich anwachsen zu lassen. Möge der Verfasser mit gleicher Ausdauer auch fürderhin diesem Werke sich widmen, um seine mühevolle und rastlose Arbeit mit einem glänzenden Schluß zu krönen! Nur ein Wunsch bliebe uns zu äußern übrig: Es wäre im Interesse der Wissenschaft vor allem aber vieler Freunde böhmischer Geschichte gelegen, wenn Tomek eine Uebertragung des Textes in die deutsche Sprache besorgen ließe, wie es beim ersten Bande dieses Werkes der Fall war. Wie würde der Kreis der Leser dieses Werkes sich erweitern und sie von der Bedeutung Prags in diesem Zeitraume, sowie überhaupt von der thatenreichen Vergangenheit dieser königlichen Hauptstadt überzeugen! Die Ausstattung ist vortrefflich und reiht sich ebenbürtig den übrigen Schriften des böhmischen Museums an.

**Dr. B. Dudík:** Schweden in Böhmen und Mähren, 1640—1650; (S. 443). Wien 1879.

Der berühmte Geschichtsschreiber Mährens hat sich um die Literatur des dreißigjährigen Krieges schon wiederholt, vornämlich durch sein vor elf Jahren erschienenenes Buch: „Waldstein vor seiner Enthebung bis zur abermaligen Uebernahme des Armee-Obercommando“ verdient gemacht. Das oben angezeigte, mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften herausgegebene Werk behandelt den letzten Theil des unheilvollen Krieges, so weit er Böhmen und Mähren zum Schauplatz hatte. Die Quellen, welche Dudík benützte, entnahm er erstlich dem Werke des schwedischen Reichshistoriographen Phil. B. von Chemnitz, von welchem bloß der Krieg bis 1636 veröffentlicht war, die Fortsetzung bis 1646 hat der mährische Forscher im Reichsarchive in Stockholm eingesehen und Excerpte daraus sich gemacht; außerdem benützte er das königl. Reichsarchiv in Stockholm, das gräflich Wrangel'sche Archiv in Skokloster und endlich die im k. k. Kriegsarchive in Wien chronologisch geordneten reichhaltigen Correspondenzen. Dudík läßt jene selbst berichten die damals handelnd auf dem Schauplatz aufgetreten waren, er reiht ein Document dem an dem an, sein „Verdienst besteht in dem Commentiren, in dem Zurechtlegen der Documente, auf daß sie dem Leser faßlich und verständlich würden“. Auf diese Weise hat sein Buch einen besonderen Reiz gewonnen, der Herausgeber und Commendator tritt in den Hintergrund, der Leser wird unmittelbar in den Kreis der Handlung eingeführt, er bekommt ein lebhaftes Bild über die damaligen Ereignisse, er selbst ist in der Lage, bei der Nacheinanderfolge eines kaiserlichen und schwedischen Berichtes über ein und dasselbe Factum sich über dieses zu orientiren, er vermag es ungetrübt von der mehr oder minder subjectiven Darstellung eines modernen Geschichtsschreibers zu schauen. Trotzdem ist das Verdienst Dudík's, das er sich neuerdings mit diesem seinem Buche erworben hat, ein eminentes, es besteht nicht bloß darin, daß er uns bislang unbekannte historische Documente erschlossen und diese in chronologischer Folge aneinandergereiht hat, sondern auch darinnen, daß er mittelst der zwischen den einzelnen Briefen und Aktenstücken eingefreuten Erläuterungen uns sicher durch dieselben geleitet. — Er teilt sein Werk in drei Bücher:

Das erste behandelt die Ereignisse vom Regensburger Reichstage bis zur Uebergabe der Festung Olmitz an die Schweden, vom Juli 1640 bis Juni 1642; das zweite umfaßt die Zeit bis zur Eröffnung der Belagerung von Brünn 3. Mai 1645; neben den Unterhandlungen mit Rákóczy gehen die militärischen Operationen, bei Breitenfeld unterliegen die Kaiserlichen, Kremser und Tobitschau werden von den Schweden erobert, sie schlagen die Schlacht bei Zankau, nehmen Iglau und Znaim, fallen in Oesterreich ein, setzen sich in Nikolsburg fest und bedrohen Brünn. Das vierte Buch erzählt die Ereignisse von der Belagerung Brünns bis zum gänzlichen Abmarsche der Schweden aus Mähren, bis zum 8. Juli 1650; Brünn hält sich, an Torstensons Stelle tritt Wrangel, der Krieg wüthet fort, der Gradschin und die Kleinsieite Prags werden plötzlich überumpelt, Tetschen besetzt und der weßfälische Friede endlich geschlossen. Und wahrlich es war die höchste Zeit, daß diesem entsetzlichen Kriege ein Ziel gesetzt wurde, welcher Deutschland und einen Teil der kaiserlichen Länder auf das fürchterlichste mitgenommen hatte. Eine von Dudik mitgetheilte, dem königl. Reichsarchive zu Stockholm entnommene „Lista abgebrannter Stähler, Schlösser und Dörffer, (welche) meistentheils durch die Schweden selbst, andere durch sie causiret, oder von andern sind weggebrant undt ruinirt worden“, führt 1976 Schlösser, 1629 Städte, 18.310 Dörfer an, von denen auf Schlesien, Mähren, Böhmen und Oesterreich je 118, 63, 215 und 51 Schlösser, 36, 22, 80 und 23 Städte, 1025, 333, 813 und 313 Dörfer entfallen. „Hierin, so berichtet das Schriftstück weiter, ist noch nicht gerechnet die fast unglaubliche Zahl der abgebrannten Stähler undt Dörfer in Muschan, Liflandt, Preussen undt Pohlen, in geschweige derer Biel tausend Clöster, Herschafften undt adeliger Heuser in Teutschlandt und aller Orten, da sie krieg geführt und die sie in Rauch gen Himmel geschickt haben“.

Fünf Beilagen und ein Namenregister schließen die höchst wertvolle Publication, welche für die Geschichte Böhmens in dem bezeichneten Kriegsabschnitte, insbesondere aber in Bezug auf die schwedische Occupation des Gradschins und der Kleinsieite von großer Bedeutung ist; sie wird für die letzten acht Jahre des Krieges eine der wichtigsten Quellen bleiben, die von keinem Historiker, der sich von nun an mit dem dreißigjährigen Krieg beschäftigt, übersehen werden darf.

**Professor Alois Adalbert Schembera:** Libuscha's Gericht, angeblich das älteste czechische Sprachdenkmal, und das Bruchstück des Johannevangeliums — ein unterjohobenes Nachwerk. Wien 1879. Selbstverlag.

Die in diesem Buche niedergelegten Anschauungen über die Echtheit des angeblich altczechischen Gedichtes „Libuscha's Gericht“, der sogenannten grünberger Handschrift, haben schon bei ihrer ersten Veröffentlichung im Jahre 1878 in czechischen Kreisen eine ungeheure Aufregung und eine Fluth von maßlos erbitterten Entgegnungen hervorgerufen, und zwar nicht bloß in wissenschaftlichen Zeitschriften, sondern auch in den Tagesblättern. — Es ist dies an und für sich natürlich, denn gilt schon jeder Zweifel an einem der verehrten altczechischen Sprachdenkmäler in den Augen gewisser Leute für eine Art von Landes- und Volksverrath, so ist dies um so mehr der Fall, wenn der Angriff auf das „älteste“ czechische Sprachdenkmal von einem so verdienstvollen Gelehrten und Kenner der slavischen Sprachen ausgeht, wie es Herr Professor Schembera ist, und wenn der Nachweis der Fälschung die Folge hat, daß, wie Herr Professor Schembera in der Vorrede betont, jene Abteilung von Palach's Geschichte des czechischen Volkes, welche von der Landesverfassung und der vermeintlichen uralten czechischen Volksbildung handelt, einer gründlichen Umarbeitung unterzogen, eine Reinigung des Jungmann'schen Wörterbuchs von den in dasselbe aus der Grünberger Handschrift überangenen angeblich altczechischen Worten und Redensarten vorgenommen, und das Gedicht selbst aus der czechischen Literatur- und Rechtsgeschichte ausgeschieden werden mußte. Herr Prof. Schembera beklagt sich in der Vorrede bitter



darüber, daß seine rein objektive begründete Kritik, statt, mit einer ebenso objektiven sachgemäßen Entgegnung, nur mit Spott und Hohn und persönlichen Angriffen erwidert, daß er für seine gewissenhafte fleißige Forschung mit Roth beworfen und zu einem Vaterlandsverräter gestempelt, ja daß ihm jede Möglichkeit einer Verteidigung entzogen wurde, indem keine tschechische Zeitung seiner Verteidigung, selbst wenn sie sich jeder Polemik enthielt, ihre Spalten öffnen wollte.

Hätte Herr Professor Schembera der Art, wie derlei Fehden von tschechischer Seite seit Jahren gewöhnlich geführt zu werden pflegen, einige Aufmerksamkeit geschenkt, so würde ihn das Gebahren seiner Gegner nicht im geringsten überrascht haben; — die natürliche Folge alles dessen ist aber ein polemischer Theil des vorliegenden Buches, der ein gutes Drittel desselben einnimmt, und in welchem Herr Professor Schembera einer sehr erklärlichen Gereiztheit den freiesten Lauf läßt, und auf das Haupt seiner hauptsächlichsten Gegner, — des Ministers a. D. Herrn Josef Sireček und des Herrn Vincenz Brandl — wuchtige Keulenschläge führt, welche manchmal nur zu sehr an die Kampfesweise seiner Feinde erinnern. Dieser polemische Theil des Buches mag für Jene, die er betrifft, sehr anregend zu lesen sein, für einen größeren Leserkreis ist er nicht besonders interessant und mag darum auch weiter nicht mehr erörtert werden.

Von viel mehr Interesse ist die Geschichte des Streites über die Echtheit der grünberger Handschrift, welcher gleich bei deren angeblichen Auffindung im Jahre 1818 seinen Anfang nahm. Dobrowský damals die erste Autorität in slavica, erklärte gleich bei der ersten Ansichtigung der Handschrift dieselbe für eine Fälschung, und als im Jahre 1822 Jungmann und Hanka in der Zeitschrift „Krok“ dieselbe nichts desto weniger als das angeblich älteste tschechische Sprachdenkmal veröffentlichten, trat Dobrowský im Jahre 1824 in Hormayers Archiv und in den von Kopitar redigirten Jahrbüchern der Literatur dagegen mit philologischen und historischen Gründen mit solchem Erfolge auf, daß der Ausschuß des böhmischen Museums noch in demselben Jahre die grünberger Handschrift aus den Museumsammlungen ausschied, worauf W. Hanka dieselbe zu sich nahm. — Eine gleiche Verurteilung erfuhr von Dobrowský das Bruchstück des Johannesevangeliums, welches demselben v. Hanka im Frühjahr 1828 vorgelegt wurde, so daß Hanka von Dobrowský geradezu der Fälschung beschuldigt, auch dieses Sprachdenkmal bei sich verwahrte und Niemand mehr zeigte. Erst nach Dobrowský's Tode erschien dieses Bruchstück in der Museumszeitschrift vom Jahre 1829, als das älteste tschechische Sprachdenkmal aus dem 10., und Libuscha's Bericht als ein Denkmal aus dem 11. Jahrhundert.

Palacky's Autorität, welcher diese beiden Handschriften für echt erklärte, bewirkte, daß in Böhmen Niemand mehr es wagte, Dobrowský's Ansichten zu verfechten; die auswärtigen Gegner, Kopitar und Palkowitsch blieben unbeachtet, und so gelangte die grünberger Handschrift zu der Ehre für ein unbestritten echtes Sprachdenkmal des tschechischen Volkes aus dem 11. Jahrhundert und für einen Beweis der geregelten Einrichtungen und der hochentwickelten Volksbildung in grauer Vorzeit angesehen zu werden, bis Professor Schembera es unternahm, diesen Nimbus zu zerstören. Die ansehnliche Streitmacht, die er zu diesem Behufe ins Feld führt, besteht aus philologischen, geschichtlichen und juristischen Gründen, die von nicht geringer Gelehrsamkeit zeigen, deren Aufzählung hier aber füglich unterbleiben kann, da zur Beurteilung der Richtigkeit derselben, wie Prof. Schembera selbst sagt, sehr genaue grammatikalische, geschichtliche und juristische Kenntnisse erforderlich erscheinen, die sich selten in einer Person vereinen. — Als Anhang zu diesen Gründen zitiert Prof. Schembera die Aussprüche von 6 berühmten Palaeographen, nämlich: Dobrowský, Perg. Dr. Sittl, Dr. Wattenbach, Domherr Anton Petruschewitsch und Dr. Gustav Winter, welche alle übereinstimmend die grünberger Handschrift für eine Fälschung erklären, und zwar hauptsächlich wegen der Beschaffenheit des Pergaments, wegen der plumpen Schrift die mit jener anderer wirklich echten gleichzeitigen Handschriften ganz und gar nicht übereinstimmt, wegen der grünlichen Tinte, mit der das Gedicht geschrieben ist, während die Handschriften aus jener Zeit nur mit schwarzer und rother Tinte geschrieben sind, endlich wegen der

unter den Zeilen gezogenen farbigen Linien, die erst in Handschriften aus dem 13. Jahrhundert zum erstenmal vorkommen.

Die schärfste Beurteilung enthält wol der Ausspruch Dr. Wattenbachs: „Die grünberger Handschrift ist ein Nachwerk, hinsichtlich des Inhaltes unmöglich, und was die Palaeographie betrifft, stümperhaft, so daß nur blinder Eifer und große Voreingenommenheit es zu erklären vermögen, daß die Čechen diesen verlorenen Posten aufzugeben sich nicht entschließen können.“

Zwei Lichtbilder, die dem Buche beigegeben sind, versinnlichen in sehr anschaulicher Weise den Unterschied zwischen einer in der münchener Hof- und Universitätsbibliothek befindlichen unzweifelhaft echten Handschrift aus dem 10. Jahrhunderte und dem hier in Rede stehenden als Falsificat erklärten angeblich altčechischen Gedichte.

Sehr schmerzlich mag es die Schwärmer für uralte čechische Volkbildung berühren, wenn Professor Schembera die Meinung aufstellt, daß ein solches Gedicht, wie Libuša's Gericht, in dem er Anklänge an die königinhofer Handschrift und an Homer findet, im 9. Jahrhundert gar nicht verfaßt werden konnte, weil bei den Čechen und Mähnern, welche gerade erst zum Christenthume bekehrt worden waren, kaum noch die Morgenröthe der Kultur angebrochen war, und ein so geordnetes Staatswesen, eine solche Humanität und ästhetische Bildung, wie sie in Libuša's Gewicht sich zeigt, bei ihnen unmöglich sich vorfinden konnte.

Die grünberger Handschrift ist also ein Nachwerk neuerer Zeit, und zwar wie Herr Professor Schembera behauptet, ein gemeinsames Fabrikat des bekannten W. Hanka und des Amanensis der prager Universitätsbibliothek Josef Linda. Dem Beweise dieses Satzes ist eine eigene Abteilung des Buches gewidmet.

Die schwächste Partie des Ganzen ist wol die Abteilung, in welcher Herr Professor Schembera es unternimmt, darzulegen, auf welche Art die sogenannte „grünberger Handschrift“ nach Grünberg gelangte und von da nach Prag kam. Es ist sicher, daß dieselbe im Jahre 1818 sich in den Händen des grünberger Rentmeisters Kovář befand, welcher sie in einer Kammer unter alten auf die Defonomie Bezug habenden Papieren aufgefunden haben wollte, während der Anonymus, der diese Handschrift dem damaligen Oberstburggrafen Franz Grafen von Kolowrat durch die Post übersendete, dieselbe in dem Hansarchive eines wüthenden Čechenpressers gefunden, und vor der Vernichtung durch die Uebersendung an den Oberstburggrafen gerettet haben will. Es klingt nun allerdings sehr märchenhaft, daß eine Handschrift aus dem 11. Jahrhundert in einer allen Leuten zugänglichen Kammer eines erst beiläufig im Jahre 1440 angelegten und im Jahre 1688 gänzlich umgebauten Schlosses im Jahre 1818 entdeckt wurde, und das Dunkel, welches das erste Erscheinen dieser Handschrift umhüllt, ist keinesfalls geeignet, für ihre Aechtheit ein günstiges Vorurteil zu erwecken, da nicht abzusehen ist, warum die Geschichte der Entdeckung nicht frank und frei veröffentlicht wurde, wenn nicht ein gewichtiger Hinderungsgrund vorlag. Nichts desto weniger sind die Ausführungen über die Art, wie die Handschrift zu Kovář nach Grünberg und von da wieder zurück nach Prag an Josef Linda und durch diesen an den Oberstburggrafen gelangte, bloße Vermutungen, die als solche den Gegnern ein willkommenes Angriffsobjekt bieten, und an und für sich zu dem unternommenen Nachweise der Fälschung gar nicht notwendig sind.

Zum Schluß vergleicht Herr Professor Schembera die palaeographischen Kenntnisse Dobrowsky's mit jenen Palacký's, welche — bei aller Achtung vor dem Geschichtschreiber Palacký — einer ziemlich scharfen Kritik unterzogen werden, und übergeht sodann zu dem Nachweis der Fälschung hinsichtlich des Bruchstückes des Johannesevangeliums. Vor Allen wird darauf hingewiesen, daß W. Hanka es war, der im Jahre 1829 dieses Bruchstück, das er angeblich auf dem Deckel eines alten Buches gefunden haben wollte, welches Buch aber nirgends zum Vorschein kam — herausgab, derselbe W. Hanka, der im Laufe der Jahre 1819—1827 in dem Wörterbuche „Mater verborum“ zahlreiche Glossen verfälschte, und durch dessen Hände die als Fälschungen bereits zweifellos sichergestellten altčechischen Gedichte: das Wyschegradlied, das

Minnelied König Wenzels und Libuscha's Gericht in die Oeffentlichkeit gelangten. Abgesehen von diesem höchst verdächtigen Herkommen wird durch eine große Anzahl philologischer und palaeographischer Gründe der Nachweis geführt, daß auch dieses Bruchstück des Johannesevangeliums ein neues Machwerk sei und W. Hanka zum Verfasser habe.

So viel in großen Umrissen über den Inhalt dieses hochinteressanten Buches, dessen Verfasser die Cechen weder Unkenntniß der slavischen Sprachen und der slavischen Literatur, noch nationale Voreingenommenheit vorwerfen können, und von dem es zu bedauern ist, daß es nur in cechischer Sprache erschien, wodurch es einem großen Theil der deutschen Leserkreise unzugänglich wird.

L.

**Dr. Emil Ott:** Beiträge zur Receptions-geschichte des römisch-kanonischen Processes in den böhmischen Ländern. Leipzig 1879 Breitbart und Härtl.

An der Grenzmark der zwei Hauptnationalitäten Nordeuropas gelegen war Böhmen das Gebiet, in welchem deutsche rechtliche Elemente mit den ursprünglichen slavischen vermischt und zerlegt dem von Süden vordringenden römisch-kanonischen Rechte gemeinsamen Widerstand zu leisten hatten. Theilweise unterliegend, theilweise sich unterwerfend gingen sie mit den römischen und kanonischen Rechtselementen in den modernen Codifikationen auf. Es ist in der Gegenwart ein unbestrittenes Axiom, daß man das gegebene positive Recht nur aus seinem Werden und in seinen geschichtlichen Elementen begreifen kann. Das Recht ist weder ein Produkt der Willkür noch ein unwandelbares ewiges Naturrecht, sondern wie das sociale Leben überhaupt ein Produkt der Geschichte. Diese Gedanken der von Savigny und Eichhorn begründeten historischen Rechtsschule haben sich in neuerer Zeit auch in Oesterreich Bahn gebrochen. Unsere positiven Gesetze über Civilrecht, Prozeß u. s. w. sind keineswegs Codifikationen eines ewigen Vernunftrechtes, wie man in früherer Zeit von alten naturrechtlichen Principien befangen, behauptete, sondern ein Product der Geschichte, eine Composition verschiedenartiger Elemente, aus deren Verbindung allerdings etwas von diesen Elementen Verschiedenes, Neues entstanden ist.

Mit Freuden müssen wir daher sowohl vom Standpunkte der Jurisprudenz als der Geschichte die vorliegende Monographie begrüßen, welche in ebenso umfangreicher und erschöpfender und geschmackvoller Darstellung die Reception des römisch-kanonischen Rechts in Böhmen darstellt. Die Factoren dieser Reception waren die Existenz einer kirchlichen Gerichtsbarkeit, die Pflege des kanonischen Rechtes auf der Prager Universität, das Eindringen des fremden Rechtes in die Stadtgerichte und das im Jahre 1548 für den Bürgerstand errichtete Appellationsgericht, die Beförderung der Reception der fremden Rechte durch den Humanismus und endlich die Aufnahme des gemeinen Prozeßrechtes in den Gerichten des Adels.

Die Reception eines fremden Rechtes ist ein Produkt der Gewohnheit, ein Resultat stillwirkender Kräfte und Factoren, aus deren Zusammenwirken das überraschende Werk gelungen ist.

Das angezeigte Werk zerfällt in zwölf Abschnitte, die ersten Abschnitte (I—V) machen uns mit den Factoren der Reception bekannt, der VI. Abschnitt schildert im Allgemeinen den Receptions-gang, während die letzten Abschnitte dessen einzelne Stadien detaillirt darstellen. Es würde dem Raum dieser Anzeige überschreiten, wollten wir uns durch das Interesse an der Sache verleiten lassen, an dieser Stelle nähere Ausführungen und Auszüge zu geben; in dieser Richtung müssen wir den Leser auf das Studiren des Buches selbst verweisen. Sein Interesse wird durch die lichtvolle Darstellung bald gefesselt werden; der Reingewinn des Studirens ist ein bedeutender. Das vortrefflich ausgestattete Buch ist eine Zierde der österreichischen Rechtsliteratur und stellt sich den mit Recht hochangesehenen Leistungen der deutschen Rechtsliteratur ebenbürtig an die Seite.

Dr. J. U.

**Paměti Mikuláše Dačického z Heslova.** (Die Memorabilien des Nikolaus Dačický).

Herausgegeben von Dr. Anton Rezek. Prag 1879. Verlag der „Matica lidu“.

Unter den Geschichtsquellen der königlichen Bergstadt Kuttenberg sind die ausführlichsten und interessantesten die des Nikolaus Dačický. Ihr Verfasser ist aber nicht Nikolaus Dačický, nach dem diese Memorabilien den Namen führen, sondern diese Memorabilien sind eine zu Beginn der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts begonnene und bis zum Jahre 1626 fortgeführte Sammlung von Aufzeichnungen gleichzeitiger Chronisten. Angelegt wurde dieses Memorabilienbuch durch Bartoš von Práchnov, nach diesem setzten es seine beiden Söhne Johann der Ältere und Nikolaus fort; nach dem Tode der Letzteren überging die Fortführung auf Andreas Dačický und auf dessen Sohn Nikolaus Dačický, nach dem die Sammlung den Namen führt. Der Letzgenannte begnügte sich aber nicht mit der bloßen Fortsetzung des von seinen Vorfahren begonnenen Werkes, sondern schrieb die Aufzeichnungen neuerlich ab und vereinigte dieselben somit zu einem Gesamtwerke.

Der Herausgeber schildert in der Einleitung die Lebensschicksale dieser Chronisten, dann die erhaltenen Handschriften und die bei der Herausgabe befolgte Methode.

Der Textausgabe wird die Museumhandschrift (C.) zu Grunde gelegt, die in 15 Abschnitte zerfällt. Die zeitgenössischen Aufzeichnungen beginnen erst mit Abschnitt III; die Abschnitte I und II enthalten Excerpte aus dem „Chronicon boh. Anonimi, aus Dalmil, aus Laurentz von Březova u. s. w.“ Die Original-Aufzeichnungen (I—XV) betreffen theils die allgemeine böhmische Geschichte, theils die Specialgeschichte Kuttenbergs. Der vorliegende erste Band enthält die Abtheilungen I—XIV sammt einem Anhang und sind Zusätze aus der Neuhauser Handschrift (A) beigelegt. Die umfangreichste Abtheilung XV, welche für den Zeitraum 1574—1626 Aufzeichnungen aus der Hand des Nikolaus Dačický über die Geschichte Kuttenbergs enthält, sowie das Sachregister sind einem zweiten Bande vorbehalten.

Mit Dank muß der Historiker diese correcte und schön ausgestattete, handliche Quellenausgabe begrüßen. Es ist in der That ein großes Verdienst wissenschaftlicher Vereine, wenn sich dieselben um derartige correcte Quellenausgaben bemühen, und auf diesem Gebiete sollten die beiden Volksstämme Böhmens mit einander wetteifern.

Mag auch vielleicht das besondere Interesse sich zunächst auf jene Stellen concentriren, die ein Stück nationaler Geschichte enthalten, so wird doch aus diesem wetteifernden Streben das Material zu einer Gesamtgeschichte gefördert. So zeigt sich übrigens, daß auch für die Culturarbeit dieselben Principien maßgebend sind, wie für die Arbeit überhaupt: Theilung und Vereinigung. Aus der Theilung entspringt Vertiefung und Vervollkommnung, die Vereinigung verwerthet die Resultate der getheilten Arbeit zu einem Gesamtwerke. Dr. J. U.

---

Dr. **Moriz Willkomm.** Der Böhmerwald und seine Umgebungen. Ein Handbuch für Reisende. Prag. Bellmanns Verlag 1878.

Der vielbesungene Lenz ist gekommen! Der Frühling erwacht, — zuerst natürlich nur im Kalender, dann später zögernd und widerwillig auch in der Natur, — die geflügelten Reisenden, welche die Wintermonate unter einem schöneren Himmel verlebt haben, wandern in die alte Heimat zurück. Auch unter den Menschen beginnt sich der Wandertrieb zu regen, und alle diejenigen, welche weder durch ihren Beruf, noch sonst durch andere Umstände gezwungen sind, die Annehmlichkeiten des Stadtlebens im Sommer über sich ergehen zu lassen, entwerfen Pläne, für ihr Leben während der heißen Jahreszeit, und spähen nach einer Sommerfrische, die ihnen die meisten Annehmlichkeiten zu bieten geeignet wäre.

Die Aufmerksamkeit derjenigen unter diesen Stadtverächtern, welche ihren Plänen eine engere Grenze ziehen, und ihre Wanderungen nicht bis in die Alpen oder ans Meer auszudehnen gedenken, möchte ich auf den noch immer nicht genug bekannten, und nach Gebühr gewürdigten

Böhmerwald lenken, welcher dem rüstigen Bergsteiger prachtvolle Fernsichten, dem Müden Ruhe und Erholung in der Einsamkeit der ausgedehnten Forste, und an den Ufern der im tiefem Walddickicht eingebetteten Seen darbietet. Nachdem aber eine Böhmerwaldreise ohne einen Führer mit Schwierigkeiten verbunden ist, und meines Wissens kein „Vadeker“ für den Böhmerwald besteht, so sei allen Besuchern desselben das eingangs erwähnte Buch von Herrn Dr. Moritz Willkomm, wärmstens anempfohlen; nicht weil es das einzig bestehende Handbuch ist, — dem Benzig's und Krejčí's „Böhmerwald“ ist veraltet, und die von den Ingenieuren Mächl und Pascher verfaßten „Führer durch den Böhmerwald“ beschränken sich auf die Umgebungen der pilsen-eisensteiner Bahn, — sondern weil es sich in der That als ein allen Anforderungen entsprechendes Handbuch von vorzüglicher Brauchbarkeit erweist.

Das Buch zerfällt in zwei Teile, wovon der erste in fünf Abteilungen ein trotz der knappen gedrängten Darstellung, dennoch möglichst vollständiges klares und übersichtliches Bild der Bodengestaltung, der Höhen- und Bewässerungsverhältnisse, der Pflanzen- und Thierwelt, des Klimas und der Bewohner des Böhmerwaldes, dann deren Erwerbs- und industriellen Verhältnisse entwirft, und den aufmerksamen Leser vollständig genügend über den Boden den er betreten, und über die Leute mit denen er verkehren wird, aufklärt, so daß er allenfällige Fehlgriffe nur sich selbst zuzuschreiben hätte.

Gegen die vorstehend angedeuteten Lichtseiten der ersten Abteilung des in Rede stehenden Buches, treten die kleinen Irrthümer, die sich hie und da vorfinden, vollständig in den Hintergrund. Um meinem kritischen Gewissen zu genügen, sei auf einen solchen Irrthum, der sich überdies in einer unscheinbaren Anmerkung verborgen hat, hingewiesen, nämlich die Behauptung, daß das Gebiet der ehemaligen Freibauern in Stachau eine tschische Sprachinsel bilde. Das ehemalige stachauer Gericht ist thatsächlich eine von 3 Seiten von Deutschen umgebene, jedoch gegen Osten über Großbítan, Wažau und Přetschin mit dem übrigen tschischen Sprachgebiet, zusammenhängende Halbinsel tschischer Zunge. — Eben so ist mir, obwol ich mich Jahrelang im Böhmerwald herumgetrieben, und sogar einige Zeit in Schüttenhofen gelebt habe, nichts davon bekannt, daß den Freibauern der Titel „hochwolgeboren“ zugestanden wäre, und daß sie denselben noch immer beanspruchen. — Der Grabstein in Gutwasser dürfte dieß nicht beweisen, denn wenn auch ein Mitglied der Familie Veit zufälligerweise einen Freibauernhof besaß, so ist doch die Familie Veit keine Freibauernfamilie, sondern gehörte früher und vielleicht teilweise auch noch jetzt, zu den am meisten begüterten Großgrundbesitzern der dortigen Gegend. — Auf einem Druckfehler dürfte endlich die Anführung einer Papierfabrik zu „Beraun“ beruhen; denn namentlich in Ortsnamen kommen insbesondere in der 2. Abteilung des Buches häufig Druckfehler vor, und ein Ort „Beraun“ im Böhmerwald ist mir völlig unbekannt, obwol ich mich in diesem Theil des Landes einiger Localkenntniß rühmen darf.

Der zweite Teil des Buches, der eigentliche Fremdenführer, enthält die Vorschläge des Herrn Verfassers zu Reisetouren mit Angabe einer bestimmten Zeitdauer. Diese Touren umfassen die ganze südliche Hälfte des Böhmerwaldes von dem Passe bei Furth bis hinab an die Grenze von Baiern und Oesterreich, somit den eigentlichen Böhmerwald mit Einschluß des Greinerwaldes, des Gebirges bei Grazen, und des bairischen Waldes.

Die sorgfältige Anordnung dieser Touren, die Rücksicht auf deren praktische Ausführbarkeit auch bei minder geübten Fußgehern, die genaue Angabe und geschickte Verwertung der zu Gebot stehenden Kommunikationsmittel, das Hervorheben aller sehenswerten Punkte, die genauen Auskünfte über Unterkunft und Verpflegung, endlich die Wahl zweckmäßiger Ruhestellen und Mittelpunkte zu verschiedenen Ausflügen, verdienen das uneingeschränkteste Lob, in das gewiß Jeder mit einstimmen wird, der sich der Führung dieses Buches anvertraut, und aus eigener Wahrnehmung die Schwierigkeiten kennen lernen wird, die mit einer solchen Zusammenstellung verbunden sind, und die Mühe und Strapazen, die ertragen werden mußten, um ein so reichhaltiges Materiale zu sammeln.

Auch in dieser Abteilung kommen hier und da einige Irrthümer vor; da sie aber nicht auf einer fehlerhaften Beobachtung des Herrn Verfassers, sondern offenbar auf unrichtigen Auskünften die ihm von Jemand über seine Fragen erteilt wurden, beruhen, und so untergeordnete Dinge betreffen, daß dadurch die vorzügliche Brauchbarkeit des Buches nicht im Geringsten beeinträchtigt wird, so sind sie nicht der Erwähnung wert.

Muß dem Inhalt des Buches ein uneingeschränktes Lob erteilt werden, so ist dieß minder der Fall bei der äußeren Ausstattung, bei der ein „Mehr“ keineswegs von Uebel gewesen wäre. Der kleine gedrängte Druck, der kaum einen schmalen weißen Rand auf jeder Seite frei läßt, könnte allenfalls in dem Streben seine Erklärung finden, der Handlichkeit des Buches durch einen zu großen Umfang, keinen Eintrag zu thun; allein jedenfalls hätte das Buch bessere Illustrationen verdient, als die alten, bereits in „Wenzigs und Krejci's Böhmerwald“ verwendeten, die nicht geeignet sind, eine günstige Meinung von Böhmerwaldlandschaften zu erwecken.

Insbondere müssen die Ansichten vom Urber, von Rehberg, vom Weitfällensitz bei Mader und andere mehr beanständet werden; namentlich die letztere mit dem ganz situationswidrig im Vordergrund angebrachten Bären, von dem ich übrigens zur Beruhigung aller Böhmerwaldbesucher und solcher die es werden wollen, die bestimmte Versicherung abgeben kann, daß er schon im Jahre 1860, wo Wenzig's und Krejci's Böhmerwald erschien, nur in der Fantasie des Zeichners existierte.

Zu weit getriebene Sparsamkeit erscheint es mir ferner, wenn auf der Rückseite der die Illustration enthaltenden Blätter, die Rärtchen der Reisetouren abgedruckt wurden, so daß man jetzt beim Betrachten der Landschaft zugleich die durchscheinende Reisetkarte, und beim Betrachten der Reisetkarte wieder die Landschaft mit anzusehen gezwungen ist; — indeß für den Touristen, der die Landschaften aus eigener Anschauung kennen lernt, und dem als Erinnerung an dieselben Fotografien in Hülle und Fülle zu Gebote stehen, sind Illustrationen ohnedieß nur Nebensache, und die Illustrationen, welche dieses Buch zieren, werden hoffentlich auch Niemand abschrecken, sich der vortrefflichen Rathschläge, die Herr Prof. Dr. Willkomm darin niedergelegt hat, zu bedienen.

L.

**Josef Stocklów:** Geschichte der Stadt Tachau mit theilweiser Berücksichtigung der Herrschaft Tachau. Tachau 1878. Im Verlage des Stadtrathes.

Von dieser vortrefflichen Stadtgeschichte sind bis jetzt sieben Lieferungen erschienen, und es steht wohl bald die Beendigung des zweibändigen Werkes zu erwarten. Wenn alsdann das ganze Bild der städtischen Entwicklungsgeschichte vor uns liegen wird, wollen wir unsere Leser eingehend mit dem Inhalte des Buches bekannt machen. Für heute aber möchten wir doch nicht unerwähnt lassen, daß seit der Geschichte Lipperts von Leitmeritz keine von den ziemlich zahlreich erschienenen Ortsgeschichten einen in jedweder Beziehung so befriedigenden Eindruck macht, wie die vorliegende. Der interessante Stoff wird von dem historisch-geschulten Verfasser mit echt wissenschaftlicher Methode unter Heranziehung des gesammten archivalischen und gedruckten Quellenvorrathes behandelt. Die vollständige Beherrschung der allgemeinen Landesgeschichte befähigt den Tachauer Historiographen zur geschickten Erklärung mancher lokalen Eigenthümlichkeiten, und schützt ihn vor kleinstädtischer Kirchturmpolitik, in die unsere Ortschronisten so häufig verfallen. Ebenso wenig wird Stocklów von der warmen Liebe, mit welcher er seinen Gegenstand erfaßt hat, verleitet, alle alten Geschichtsfabeln und Sagen, wie sie in der Ortstradition sich fortpflanzen, als baare Münze zu nehmen, sondern er ist mit Recht ein unbarmherziger Kritiker, der nur das wissenschaftlich Nachweisbare der Druckerjchwärze würdigt. Aber Stocklów forscht nicht nur gut, sondern er schreibt auch gut. Seine anheimelnde Sprache fesselt immer wieder von Neuem durch ungekünstelte Frische und verräth nicht selten poetischen Schwung. — Dem Stadtrathe von Tachau, der das Buch in seinen Verlag genommen, ist nicht nur zu seinem historisch-patriotischen Sinne, sondern auch zu der Wahl seines Geschichtsschreibers bestens zu gratulieren.

L. S.

**Dr. L. Chevalier:** Die Einfälle der Gallier in Griechenland; Olyn. 125, 2 und 3. (im 4. Jahresbericht des k. k. Realgymnasiums in Smichow, 1878).

Im letzten Hefte dieser Blätter habe ich die Arbeiten historischen Inhalts besprochen, welche den im Vorjahre von den deutschen Mittelschulen Böhmens herausgegebenen Jahresberichten beigelegt sind. Leider ist mir der vorliegende Aufsatz entgangen. Das Versäumte einzuholen sehe ich mich um so mehr verpflichtet, da die Publication des Verfassers unstreitig die gediegenste unter den im Vorjahre den gedachten Programmen beigelegten geschichtlichen Aufsätzen ist. Sie kann Abhandlungen dieser Art zum Muster dienen und zwar erstlich in der weisen Beschränkung des Stoffes, der angemessen solchen Arbeiten, einen ganz kurzen Zeitraum umfaßt, sodann in der vollständigen Beherrschung des gewählten Themas; denn Jedermann wird nach genauer Durchsicht des 19 S. umfassenden Aufsatzes und der 18 S. füllenden Anmerkungen die feste Überzeugung gewinnen, daß der geehrte Verfasser sowol mit den auf den Gegenstand bezüglichen Angaben der alten, als auch mit den Untersuchungen der neueren und neuesten Schriftsteller ganz genau vertraut ist; weiter in der maßvollen Kritik und Wahrung seiner eigenen Meinung; endlich in der lichtvollen und anziehenden Darstellungsweise, durch die seine zahlreichen Arbeiten auf dem Gebiete unserer Programmensliteratur ausgezeichnet sind.

G. B.

**Dr. Franz von Vöher:** Archivalische Zeitschrift, 2. und 3. Band. Stuttgart 1877 und 1878.

**Dr. Burkhardt:** Correspondenzblatt der deutschen Archive. Organ für die Archive Mittel-Europas. 1. Jahrgang. Weimar 1878/9.

Seitdem wir den ersten Band der archivalischen Zeitschrift in diesen Blättern (1876/7 IV.) angezeigt haben, sind wieder zwei weitere Bände derselben, die sich ihrem Vorgänger durch die Reichhaltigkeit und Gediegenheit ihres Inhaltes in der würdigsten Weise anreihen, erschienen. Beide Bände eröffnen mehrere Aufsätze, welche Fragen allgemein archivalischer Natur behandeln, so die Aufsätze des Herausgebers „über Vertrauen bei Archivbenützung“, „Leibnitz über Archivwesen“ und „über die notarielle Thätigkeit der Archive“ und dann die Abhandlung des kgl. sächsischen Staatsarchivars Dr. Ermisch „über Vollständigkeit und Einheitlichkeit der Staatsarchive“. Von diesen Aufsätzen möchten wir besonders auf den zuerst genannten „über Vertrauen bei Archivbenützung“ aufmerksam machen. Die darin aufgestellten Grundsätze in Betreff der Archivbenützung sind auf Grund langjähriger praktischer Erfahrung gewonnen und sollten wohl in allen Archiven gleichmäßig zur Anwendung gebracht werden.

Wie oft sind schon Archive durch eine allzu „liberale“ Behandlung der Archivbenützer empfindlich geschädigt worden; Zahlreich sind auch wieder die Aufsätze, die sich mit der Geschichte und dem Inhalte einzelner Archive beschäftigen.

Im zweiten Bande machen uns Ennen mit der Geschichte des Kölner Stadtarchives. Schandern mit der des bayerischen Kreisarchives in Speier, welche Abhandlung erst im dritten Bande ihren Abschluß findet, Marmor und Pröckl mit den Schicksalen und dem Inhalte der Stadtarchive in Constanz und Eger, Braun mit den sächsischen Archiven in Altenburg und Rapp und Mayr mit einigen kleineren altbayerischen Stadtarchiven bekannt.

Der dritte Band bringt uns einen Abriss der Geschichte des Sächsisch-Ernestinischen Gesamtarchives in Weimar, der Hauptquelle für Ranke's deutscher Geschichte im Reformationszeitalter, vom Oberarchivar Dr. Burkhardt, ferner die Geschichte des städtischen Urkundenarchives in Breslau und drei weitere Abhandlungen, von Wichert über das Archiv des steiermärkischen Benedictinerstiftes Admont, dessen Hauptschätze zwar durch den Stiftsbrand im Jahre 1865 vernichtet worden sind, welches aber trotzdem jetzt nach seiner Reconstruction noch immer an 4000 Urkunden zählt, wovon 19 dem 12., 125 dem 13. und 206 Stücke dem 14. Jahrhundert angehören, von Zimmermann über das Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Station in Siebenbürgen und vom Freiherrn von Vöffelholz über das fürstl. Dettingen-Wallersteinische

Hausarchiv zu Wallerstein. In beiden Bänden wird auch die kurze systematische Uebersicht des Inhalts der baierischen Landesarchive wieder fortgesetzt und zwar werden wir diesmal mit dem Inhalte der Kreisarchive für Schwaben und Mittelfranken, welche ihre Sitze in Neuburg und Nürnberg haben, bekannt gemacht.

Unter den soeben genannten Archiven gehört zwar nur ein einziges, nämlich das Egerer, Böhmen an, es enthalten aber auch die Archive in Weimar, Nürnberg, Breslau und Altenburg mitunter ziemlich reiche Materialien zur böhmischen Geschichte.

Wie viel in den letztverfloffenen hundert Jahren aus Archiven verschleudert worden ist, davon geben uns die archivalischen Sammlungen auf Schloß Miltenberg in Baiern, welche ursprünglich vom kurmainzischen Bibliothekar Bodmann begründet worden sind und die hier (Bd. 2 pag. 146) zum ersten Male vom preussischen Staatsarchivar Göke eingehend beschrieben werden, und der diplomatische Lehrapparat des bekannten 1799 verstorbenen Göttinger Professors Gatterer, welcher gegenwärtig im Staatsarchive zu Luzern aufbewahrt und dessen Entstehungsgeschichte und Inhalt uns hier (Bd. 2 pag. 204) vom Vorstande dieses Archives Th. von Liebenau vorgeführt wird, Zeugniß. In der Miltenberger Sammlung befinden sich auch einige Bohemica, so eine dem 17. Jahrhundert angehörige Sammlung der Stadtrechte Böhmens und Mährens und eine „deductio historica de regno Bohemiae et eius nexu cum imperio Rom. German.“ aus dem 18. Jahrhundert.

Einzelne Gattungen von Archivalien und ihren historischen Werth behandeln die Aufsätze von Inama-Sternegg „über Urbarien und Urbarialaufzeichnungen“, von Roth „über die Hofzahlamtsrechnungen im kgl. Kreisarchive für Oberbaiern“, von Heinrich „über das Geschlechterbuch des Konrad Haller im Nürnberger Kreisarchive“ und von Primbs „über die Sammlung von Siegel- und Medaillen-Abgüssen im kgl. Reichsarchive zu München. Besonders die so eben genannte Sammlung ist der allgemeinsten Beachtung werth.

Dem Chemiker Röckl in München ist es nämlich gelungen ein Verfahren zu entdecken, wodurch von alten Siegeln und Medaillen vollkommen diplomatisch — man darf hier wol dieses Wort gebrauchen — getreue Metallabgüsse angefertigt werden können, ohne daß dadurch die alten Siegel irgend welcher Gefahr einer Verletzung oder Zerstörung ausgesetzt sind, sondern im Gegentheile von allen ihnen anhaftenden Staub und Schimmel, welcher ja hauptsächlich die allmähliche Zerstörung der Siegel herbeiführt, gereinigt werden. Dieses Röckl'sche Verfahren, das bisher geheim gehalten wurde, schildert uns nun von Böher im dritten Bande dieser Zeitschrift zu dem Zwecke, damit dasselbe auch bei andern großen Archiven zur Anwendung gebracht werden könne. Uebrigens ist das Münchner Reichsarchive gegen eine sehr billige Entschädigung gerne bereit von ihm aus fremden Archiven zugesendeten Siegeln Abgüsse anfertigen zu lassen.

Bei dem Umstande, als durch solche Siegelabgüsse die Benützung derselben nicht bloß für historische sondern auch für künstlerische Zwecke ungemein erleichtert wird, wäre es sehr zu wünschen, wenn bei allen größeren Staatsarchiven ähnliche allgemein zugängliche Sammlungen von Siegelabgüssen angelegt würden, wie dies nun schon seit 1876 im Reichsarchive zu München der Fall ist.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch noch auf die in diesen beiden Bänden enthaltenen Aufsätze rein historischen und diplomatisch-paläographischen Inhalts näher eingehen. Wir wollen schließlich bloß noch bemerken, daß uns der zweite Band den Schluß der so reizend geschriebenen „archivalischen Erinnerungen eines alten Archivars von Spach bringt und daß der kgl. Archivrath Grünhagen zu Breslau in der Schilderung seiner archivalischen Reise nach London im dritten Bande uns in die Geheimnisse des englischen Staatsarchivwesens einweiht.

Da die archivalische Zeitschrift jährlich nur einmal erscheint und dadurch dem so oft wünschenswerthen raschen Meinungs-austausche unter den Archivaren nicht besonders förderlich ist, so hat der um das deutsche Archivwesen schon so vielfach verdiente Oberarchivar und Archivrath Dr. Burkhardt in Weimar, ein eigenes Correspondenzblatt der deutschen Archive als Organ für



die Archive Mittel-Europa's begründet, welches seit Mai 1878 monatlich einmal erscheint und neben allen Vorgängen auf dem Gebiete des archivalischen Lebens auch kleinere wissenschaftliche Aufsätze, Personalmeldungen und eine genaue Uebersicht über die neuere in so viele Zeitschriften zerstreute historische Literatur bringt.

Möge auch dieses zeitgemäße Unternehmen zum Nutzen und Frommen des oft noch vielfach arg vernachlässigten Archivwesens blühen und gedeihen!  
Anton Mörath.

### Unbefangene Geschichtsforschung.

Meine unter dem obigen Titel abgegebene Erklärung im letzten Hefte der Mittheilungen hat den Verf. der gegen die Mittheilungen gerichteten Angriffe zur Bekanntgabe seines Namens bewogen. Er ist Herr Tadra. Dieser letzte Umstand würde uns einer weiteren Erwiderung völlig entheben, wenn Herr Tadra nicht zu einer neuen Verdächtigung gegriffen und keinen geringeren als den Berliner Professor Wattenbach, der in meiner Ausgabe des Jenzenstein ein Wort corrigirt, gegen mich aufgerufen hätte. Ich nannte das eine Verdächtigung den Lesern der Mittheilungen gegenüber und es ist auch so. Denn hätte Herr Tadra in meinem Jenzenstein auf der betreffenden Seite genauer zugehört, so würde er gefunden haben erstens: daß ich das Wort nicht verlesen, sondern im Texte überhaupt nicht gelesen habe, weil es im Texte der Handschrift verschrieben und die dem dortigen Zeichen entsprechenden Ausdrücke keinen Sinn gaben. Ich bin mir also sehr wol bewußt gewesen, daß daselbst eine Correctur notwendig sei und das Wort, welches Prof. Wattenbach anführt, würde wahrscheinlich auch seinen Platz an der betreffenden Stelle einnehmen, hätte ich von meinem Jenzenstein aus der kais. Akademie auch nur eine Correctur erhalten. Fürs zweite hätte Herr Tadra ersehen, daß von einem Lesefehler nicht gesprochen werden kann; denn die Handschrift hat nicht wie Wattenbach in seiner lat. Paläographie meint al = animal — sondern al (wobei das s ausgefallen zu sein schien). Die ganze Sache ist also Sache — nicht der richtigen oder falschen Lesung, sondern der Emendation. Wenn alle böhmischen Editionen so genau in Bezug auf Lesung wären, als mein Jenzenstein, so stünde es um dieselben nicht schlecht, und ich werde mich freuen, wenn dieser geliebte Prager Jäger mit Chassant und Walther ausgerüstet seinem edlen Waidwerk im Jenzenstein nachgeht. Die Ausbeute wird weder im Jenzenstein noch im Rankonis besonders ergiebig sein. Und wenn Herr Tadra etwa meine frühesten Editionen noch in Betracht ziehen will, so kann ich ihm das offene und unumwundene Geständnis machen, daß sie an denselben methodischen Fehlern leiden, wie die von tschechischer Seite in den beiden letzten Jahrzehnten publicirten Quellen überhaupt. In meinen Zeilen im letzten Hefte der Mittheilungen habe ich an einem speziellen Fall nachgewiesen, welcher Art die Kritik von gegnerischer Seite beschaffen ist, ich habe da gar nicht der läppischen Angriffe auf den „Urgermanen“ Horzicka (was eben so geistreich ist, als wenn ein wissenschaftlich gebildeter Mann mit dem Ausdruck Urtschechen den Kieger, Zeithammer und wie sie alle heißen, eines am Zeuge flicken wollte) gedacht; nicht einmal in Rankonis Angelegenheiten habe ich auf Einzelheiten erwidert, weil ich noch an anderer Stelle und im Zusammenhang mit anderem Sinn hierauf zu sprechen komme und daher glaubt H. Tadra: ich hätte manches nur so aufs blaue hin behauptet. Nein mein Herr. Ich habe nur die Einzelheiten nicht geben wollen, weil ich wirklich die Flohhaß nicht liebe und nur da Lesefehler berühre, wo ich erstens als Herausgeber dazu verpflichtet bin und zweitens durch dieselben Fehler in der Methode zu erkennen sind. Was ich von den Editionen des H. Palacky gesagt habe, hat Herr Tadra angezweifelt, es ist aber buchstäblich wahr, in der Sammlung der Documenta ist keine Vollständigkeit angestrebt worden, und finden sich auch in Bezug auf die Ausführung Verstöße. In seinen noch später edirten „Urkundlichen Beiträgen“ finden sich Lesefehler, die noch alles hinter sich lassen, was einstens, ich glaube von ihm selbst, über Höfler geschrieben wurde: Ich lese, um nur einige Proben zu geben (wobei ich mich des Leserkreises

wegen kurz fasse), die ich Rudolf von Sagan entnehme, weil ich denselben eben unter den Händen habe: Ital. Reise pag. 100: Fratres illos . . . die (an dieser Stelle) deutlich geschriebene Handschrift hat: Fratribus bonum susceperunt eos, drückt also die Sache viel prägnanter aus, dem entsprechend ist pag. 50 der dritte Bd. 2. Absch. Gesch. Böhmens zu corrigiren. Urk. Beiträge I. pag. 117. exercitus iniurias ist zu corr. in: exercitias innumeras, dadurch wird selbstverständlich das sie bei iniurias überflüssig. innumerosas calumnias ist zu corr. in: iniuriosas calumnias. — quatenus non ut vim domini et famam negligentes ist zu corrigiren: quatenus non ut viri deum, bei indicetis ist das sie überflüssig, denn die richtige Stelle lautet: desistendum (nicht desistendis) aliis indicetis (nicht indicere sondern indicare). So viel Fehler auf einer halben Seite.

Herr Tabra mag daraus ersehen, daß ich meine Behauptungen sehr wol zu beweisen im Stande bin und mein Pulver mit meiner ersten Erklärung noch lange nicht verschossen hatte, wie dies auch jetzt nicht der Fall ist. Herr Tabra verlangt: Gerechtigkeit möge nach beiden Seiten hin geübt werden. Ja wol. Beurteilen wir einander gerecht, aber lassen wir jene Form der Beurteilung bei Seite, die an vielen Stellen, weil sie mit einer in Gift und Galle getauchten Feder geschrieben ist, geradezu den literarischen Anstand verlegt. Uns und namentlich mir kann der Vorwurf des Hoch- oder Uebermutes in keiner Weise gemacht werden und ich weise daher die betreffende Stelle Tabra's entschieden zurück. Ich bin mir bewußt, und meine Studie über Rankonis und meine Recensionen legen hievon beredtes Zeugniß ab, daß ich Gelehrten gegenüber, wie die Brüder Zircel u. a. es sind, stets mit der größten Achtung gesprochen selbst da, wo ich gegen sie polemisirte. Bei Palacky habe ich mich nur gegen die Tendenz verwahrt. Selbst die obigen Lesefehler des letzteren hat H. Tabra mir auf ausdrücklichen Wunsch erfahren. Also das fortiter in re et suaviter in modo ist nicht von uns — die wir es schon handhaben — sondern von der andern Seite zu verlangen.\*)

Ezernowitz am 23. März 1879.

J. Loserth.

\*) Wir werden der wissenschaftlichen Polemik, so lange sie im Interesse der Erforschung der Wahrheit geführt wird, nicht aus dem Wege gehen. Im Gegentheile, wir wünschen den wissenschaftlichen Kampf; aus dem Streite kann ja die Verständigung hervorgehen, und warum soll diese nicht wenigstens auf wissenschaftlichen Gebiete bei uns möglich sein? Doch nur unter Einer Voraussetzung kann die Polemik selbst' wünschenswerthe Erfolge erzielen, und nur unter dieser Bedingung wollen wir sie führen: die Person des Gegners muß geachtet werden und deswegen aus dem Spiele bleiben. Wenn man aber nicht bei der Sache bleibt, sondern die Berunglimpfung des Charakters des Partners als Kampfmittel wählt, wie dies beispielsweise jüngst Herr Dr. J. Kauloušek in seiner Schrift „Ueber die Nationalität Karls IV., Entgegnung auf einen von Prof. Dr. Loserth unter demselben Titel in den Mittheil. d. V. f. G. d. i. B. veröffentlichten Aufsatz“ in höchst unedler Weise (man vergl. nur den Schluppassus) thut, so schneidet man für jeden anständigen und ehrliebenden Mann die Discussion gewaltiam ab.

(Anmerkung der Redaktion.)